Jos. Simsa

Das Geheimnis der Person JESU

Das
Geheimnis der Person Jesu.

Von

Josef Šimsa

Pastor in Barmen.

given by
Mrs Eph. M. Epstein

4. Auflage.

Hamburg
Agentur des Rauhen Hauses.

Druckerei des Rauhen Hauses, Hamburg-Horn. 1906.

Vorwort.

Wir leben in einer Zeit, in welcher man für den Wert wissenschaftlicher Forschung lebhaftestes Verständnis hat. Wenn an uns etwas im Namen der Wissenschaft herantritt, gewinnt es leicht Einfluß. Das zeigt sich besonders auch auf dem Gebiete der Weltanschauung. Hier begegnen wir mehr als je der Erscheinung, daß alle antichristlichen Welt- und Lebensanschauungen im Namen der Wissenschaft auftreten, ja sich für das letzte Ergebnis moderner Wissenschaft ausgeben.

Dadurch entsteht ein oft nur unausgesprochenes, aber weite Kreise beherrschendes Dogma: Ein wissenschaftlich gebildeter Mensch unserer Zeit könne nicht gläubig sein. Von der Höhe solcher Gesinnung blickt man auf die, welche sich zu Gott und seinem Christus halten, mit souveräner Verachtung oder mit Mitleid herab als auf Leute, die hinter der Bildung ihrer Zeit zurückgeblieben oder Heuchler sind.

Daneben steht die nicht unbedeutende Zahl derer, welche unbefriedigt von dem gott- und religionslosen Wesen religiöses Leben suchen, aber voreingenommen gemacht, ja eingeschüchtert durch das Geschrei gegen das Christentum, gar nicht wagen daran zu denken, daß in Christo Jesu doch die gesuchte, erlösende Wahrheit ist.

Ja, die Vorurteile gegen das Christentum sind so weitgehend, daß sogar an solche, die angefangen haben, gläubig zu werden, die Versuchung herantritt, bestimmten Gebieten des Wissens nicht auf den Grund zu gehen aus Furcht, daß sich daraus für den Glauben Schwierigkeiten ergeben würden.

Die folgende Untersuchung will solchen Vorurteilen bezüglich der Person Jesu begegnen.

Zur Vermeidung von Mißverständnissen sei aber ausdrücklich bemerkt, daß Glaube nicht andemonstrierbar ist. Der seligmachende Glaube ist ein persönliches Vertrauensverhältnis zu Gott in Christo, ein Erlebnis, eine Tat. Es gibt eine fortgehende Selbstmitteilung Gottes durch das Zeugnis von seiner Liebe in Jesu Christo; der Glaube ist das Eingehen auf diese Liebe, das sich von Gott in Christo *lieben lassen*. Man kann Tatsachen und daraus gezogene Schlüsse zusammenstellen, welche diese Wahrheit vor dem vernünftigen Denken als solche erweisen; aber was der Einzelne damit macht, ist seine persönliche Angelegenheit, das Wichtigste seines Lebens.

Ferner wolle man nicht vergessen, daß kein Mensch voraussetzungslos an die Gegenstände der Erkenntnis herantritt. Nur das muß man sich klar machen, daß man nie zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen kann, wenn man nicht bereit ist, unter allen Umständen zur erkannten Wahrheit „Ja" zu sagen.

Der Herr sagt: „*Wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme*" (Joh. 18, 37).

Barmen, im Oktober 1904.

J. S.

Unser Thema lautet: „Das Geheimnis der Person Jesu", d. h. in eine Frage umgewandelt:

Wer ist Jesus?

Die Antworten, die darauf gegeben werden, reichen von Anbetung bis zum Haß. In einer Versammlung genügte die Nennung des Namens Jesu zur Entfesselung eines Sturmes von Spott und Zorn. Ungezählten ist er aber der süßeste Klang, den sie kennen. Niemandem bleibt im letzten Grunde dieser Name gleichgiltig. Jesus stellt sich als Heiland und Richter der ganzen Menschheit gegenüber. Wenn jemand dies mit Strauß unangenehm empfindet und es persönlich ignorieren möchte, so kann doch kein Gebildeter geschichtlich eine Erscheinung ignorieren, welche die Weltgeschichte tatsächlich halbiert hat und fortwährend in das Leben des Einzelnen und der Völker eingreift.

Bei Beantwortung unseres Themas wollen wir nach Matth. 16, 13 ff. verfahren. Bei Caesarea Philippi fragte Jesus seine Jünger: „Wer sagen die Leute, daß des

Menschensohn sei?" Darauf zählten die Jünger Antworten ihrer Zeitgenossen auf, um endlich auf die Frage: „Wer saget denn ihr, daß ich sei?" den Eindruck in Bekenntniswort zu fassen, den Er auf sie, die täglich bei ihm waren, gemacht hat.

So lassen wir zunächst die aktuellen Antworten unserer Zeit kritisch an uns vorbeipassieren, wobei wir dem Charakter derselben entsprechend unsere Frage zunächst negativ fassen müssen und fragen: Wer ist Jesus nicht?

Wir antworten:

I.

Keine Fiktion, keine Erdichtung, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit.

Keine Religion ist so voll von Person, wie das Christentum. Sonst ruht Glaube und Sittlichkeit auf der Lehre, im Christentum aber alles auf der Person Jesu Christi.

Der Rationalismus aller Schattierungen hat dies bis in die neueste Zeit geleugnet, und das Christentum auf abstrakten Monotheismus, Unsterblichkeits- und Sittlichkeitslehre zusammengezogen, wobei Christus trotz aller hohen Worte, die ihm gerade Vertreter solcher Richtungen, und zwar, wie wir gern annehmen, subjektiv aufrichtig zuzumessen pflegen, so seiner zentralen Bedeutung beraubt wird, daß man schließlich erwägt, ob er in das Evangelium gehöre.

Demgegenüber sagen wir: Gewiß ist das Christentum auch Monotheismus und hat eine Unsterblichkeits- und Sittlichkeitslehre, ja wir sagen: es ist der

Monotheismus und hat die Unsterblichkeits- und Sittlichkeitslehre, aber darinnen ist sein Wesen nicht erschöpft. Es ist vielmehr Tatsache, daß im Christentum Gott nur durch Jesu Christi Person als Vater erkannt und erfahren, nur durch den auferstandenen Jesus Christus unser Leben nach dem Tode verbürgt und gestaltet, und nur durch den in seinem heiligen Geiste persönlich wirkenden Jesus Christus die Sittlichkeit (Liebe zu Gott von ganzem Herzen und Liebe zum Nächsten nach der Vollоffenbarung derselben in Christo) gewirkt und gelebt wird.

Wenn z. B. Paulus sein religiöses Leben kennzeichnen will, so schreibt er (Gal. 2, 20): „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir. Denn was ich jetzt lebe im Fleisch, das lebe ich in dem Glauben des Sohns Gottes, der mich geliebt hat und sich selbst für mich dargegeben". Paulus kennt also eine lebendige Gegenwart der Person Christi in seinem persönlichen Leben und diese ist ihm auf die geschichtliche Erscheinung Jesu gegründet. Die Existenz des so mit der Person Jesu verknüpften Christentums ist ohne die Geschichtlichkeit Jesu nicht denkbar.

Dennoch gibt es in unseren Tagen weite Kreise, in denen man sonst für geschichtliche wie für alle Realitäten offene Augen zu haben behauptet, welche Jesum nicht für eine geschichtliche, sondern für eine mehr oder minder mythische Erscheinung halten.

Auffallend scheint allerdings zu sein, daß zeitgenössische, außerbiblische Schriftsteller so wenig von Jesus Notiz genommen haben. Aber es würde wohl mehr Schwierigkeiten bereiten, wenn sie es getan hätten, wie ja das Zeugnis des Josephus Flavius in seinen Jüdischen Antiquitäten (18, 3) gerade wegen seiner Ausführlichkeit auffällig geworden ist. Die Geschichte Jesu konnte für die Zeitgeschichte und deren Träger, auch die litterarischen, erst dann Interesse haben, wenn bereits ihre Folge, das mit innerer Macht vordringende Christentum, in ihren Gesichtskreis fiel.

Man gestatte ein Beispiel. Als in Erfurt Luthers innere Kämpfe mit dem endlichen Glaubenssiege vor sich gingen, gab es für die zeitgenössische Welt keine Veranlassung, davon Notiz zu nehmen. Diese Veranlassung kam aber, als das Erlebnis Luthers nach außen wirkte und Deutschland, ja die zivilisierte Welt in Bewegung brachte. Hat nun an entsprechender Stelle die zeitgenössische Welt auch litterarisch von Christus und der von ihm ausgehenden Bewegung Kenntnis genommen? Ja, wir könnten sagen, mit mathematischer Pünktlichkeit.

Im Jahre 64, also kaum 30 Jahre nach Jesu Christi Tode, wurde bekanntlich unter Nero Rom in Brand gesteckt, der Verdacht der Brandstiftung gegen die Christen gelenkt und die erste große Christenverfolgung veranstaltet. Dies erzählt uns kein geringerer

als der größte römische Geschichtsschreiber Tacitus in seinen Annalen (XV, 38, 44). Er sagt von Nero: „Um dieses Gerücht zu unterdrücken, gab er andere als schuldig an und bestrafte mit ausgesuchten Martern jene, welche man insgemein Christen nennt .... Dieser Name hat seinen Ursprung in Christus, welcher unter der Regierung des Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus mit dem Tode bestraft worden war*).

Wirklich historische, nicht philosophisch voreingenommene Kritik hat dieses Zeugnis des Tacitus als unumstößlich stehen lassen müssen.

Gegen 70 Jahre nach Christi Tode, als das Christentum sich im römischen Reiche bereits so verbreitet hat, daß schon Götzentempel zu veröden anfingen, hat Plinius dem Kaiser Trajan das Ergebnis seiner gerichtlichen Untersuchung über die Christen eingereicht und bezeugt besonders zwei für uns wichtige Dinge: daß sie Christo als ihrem Gott Lob singen und ein sittliches Leben führen.

Also die führende römische Welt registriert gleich an den ersten wichtigen Punkten, als das Christentum eine öffentliche Erscheinung zu werden anfing, das von Christo

*) Auctor nominis eius Christus, qui Tiberio imperante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. — Von der bekannten Stelle in Suetons Leben des Claudius sehen wir ab, nicht weil für ihre Beziehung auf Christus keine Gründe wären, sondern weil sie eben mehr umstritten ist und wenig austrägt.

und der von ihm ausgehenden Bewegung, was sie erfahren und fassen kann.

Wie steht es nun mit den Juden in dieser Beziehung? Wir sehen von dem oben erwähnten Josephus Flavius ab, weisen aber dafür auf den Talmud hin.

Bei dem Talmud haben viele keine andere Vorstellung, als wie sie durch den Antisemitismus popularisiert worden ist. Aber der Talmud ist nach vielen Seiten hin von Wert, namentlich auch apologetisch.

Heinrich Laible, Studienlehrer zu Rothenburg a. Tauber, hat in seinem Buch „Jesus Christus im Thalmud" (Berlin 1891) die einschlägigen Stellen, deren Text Professor D. G. Dalman als Anhang beifügte*), bearbeitet und dargetan, wie wenig die Juden Jesu Erscheinung ignorieren konnten. Es ist hier nicht Raum, das im einzelnen auszuführen. Es genüge die Mitteilung der Tatsache, daß zumeist in der Form gehässiger Karikatur, bisweilen aber auch in heimlicher Anhänglichkeit Jesu tatsächliche Existenz, seine Wunder, die nicht geleugnet, sondern auf Zauberei, die Jesus aus Ägypten eingeführt habe, zurückgeführt werden (vergl. Matth. 9, 34), seine Jüngerschaft (einzelne Jünger mit Namen), sein Selbstzeugnis, daß er Gottes Sohn ist, der Verrat und sein Hinrichtungstod, besonders aber auch seine Mutter und

*) Es sind 41 Stellen. Die gewöhnlichen Talmud-Ausgaben enthalten infolge „christlicher" Zensur diese Stellen zumeist nicht.

seine in Staub gezogene Geburt bezeugt werden. Im Blick auf den Talmud müssen wir auch fragen: Wo in der Welt hat man einer mythischen, bloß erdachten Persönlichkeit solchen Haß entgegengebracht und denselben durch Jahrhunderte bewahrt?

Aber es gibt eine bessere Quelle für die Erkenntnis der geschichtlichen Realität Jesu Christi als solche litterarischen Zeugnisse, die schließlich immer wieder angegriffen werden und für die Erkenntnis Jesu nichts austragen, nämlich die Geschichte selbst.

Jesus Christus ist nicht bloß geschichtlich, sondern der Geschichte Mittelpunkt und Schlüssel. Eine große, im materialistischen Geiste geschriebene Kulturgeschichte unserer Tage schließt im Blick auf das Ganze der Menschheitsentwicklung ganz konsequent mit der Frage: Wozu? Darauf hat niemand befriedigende Antwort, es sei denn, daß er sie in Jesu Christo gefunden hat. Jesus ist der Schluß einer Jahrtausende alten Geschichte und Ausgangspunkt einer neuen Weltordnung.

Wir wollen es an einem Beispiel zeigen.

Max Müller führt in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ (Leipzig 1863, S. 104 ff.) aus, wie selbst so große Denker wie Plato und Aristoteles bei den Griechen, oder ein so scharfer Geist wie Cäsar bei den Römern, obgleich sie Gelegenheit hatten, ihre Sprache mit der Sprache der „Barbaren“ zu vergleichen,

und Plato sogar erkannt hat, daß die Griechen von den „Barbaren“ Lehnwörter erhielten, nie die Idee gefaßt haben, daß ihre und die Sprache der „Barbaren“ eine gemeinschaftliche Quelle und Ähnlichkeit haben könnten. Und wie lag dies für die Römer nahe, wenn sie etwa mit den Goten zusammentrafen und z. B. nur deren haba (ich habe) mit ihrem habeo zusammengehalten hätten. — Was bildete das Hindernis?

Max Müller sagt (a. a. O. S. 106): „Das Christentum zuerst riß die Schranken zwischen Griechen und Barbaren, Juden und Heiden, Weißen und Farbigen nieder. Diesen großartigen Humanitätsbegriff, dieses „Alle Menschen sind Brüder“, wird man vergebens bei Plato und Aristoteles suchen; die Idee einer großen Menschenfamilie als der Kinder des alleinigen Gottes, ist aus dem Christentum hervorgewachsen, und die Wissenschaft der Menschheit und der Sprachen der Menschheit würde ohne das Christentum nie zu Tage gefördert worden sein“.

Und wie hier in bezug auf die Auffassung der ganzen Menschheit, so kann man bekanntlich auch bezüglich der Auffassung des Weibes, der Kinder, der Sklaverei, der Herrscher beweisen, wie das Christentum darinnen radikale Wendungen hervorbrachte, allerdings nicht auf dem Wege der Revolution, sondern der von Innen gehenden Erneuerung. Weil das Christentum dies nicht durch Revo-

lution, sondern auf dem Wege erneuender Entwickelung vollbrachte, die sich langsam vollzog, ja noch fortwährend vollzieht, hat man namentlich in neuerer Zeit diesen Dienst des Christentums in der Geschichte geleugnet. Man verfährt hierbei nach einem sehr einfachen Rezept: Alles Böse in der Geschichte wird dem Christentum aufs Konto gesetzt, alles Gute ist das Verdienst der Gegner des Christentums, oder, wenn man auch schon zugibt, daß das Christentum irgend etwas Gutes herbeigeführt hat, so meint man, jetzt habe man es dazu nicht mehr nötig. Zum Belege braucht man nur die bereits erwähnte Humanität zu nennen, die zu einem Schlagwort im Kampfe gegen das Christentum geprägt wurde. Aber gerade unsere Zeit hat es wieder erlebt, daß reines Menschentum, konsequent von Christus und allem Christlichen losgelöst, nicht „Humanität", sondern die Theorie von der „Grausamkeit als der Festfreude der Menschheit" ergibt, mit der zuchtlosen Selbstliebe des Herrenmenschen und mit der Anschauung selbst des bloßen Mitleids als eines Lasters.

Von solcher Folie hebt sich der Strom der barmherzigen Liebe, der durch ungezählte Jünger Christi in der Menschheit wirksam geworden und noch wirksam ist, echt und nachgemacht, mit all seinen gewaltigen Denkmälern in der Geschichte als ein lebendiger Beweis ab, daß Liebe nicht ein natürliches Entwicklungsprodukt der

Menschheit ist, sondern eine Tatsache, welche über sich hinaus auf einen mehr als menschlichen Ursprung hinweist.

Alle großen Impulse in der Geschichte sind aber auf Persönlichkeiten zurückzuführen. Sollten wir allein an der Persönlichkeit vorbeigehen, welche die Weltgeschichte halbiert hat? — Es bleibt dabei trotz aller Ableugnungen: Wer von Wandlung zu Wandlung in der Geschichte rückwärts schaut, stößt endlich auf Christus als den Wendepunkt derselben. So verkündet die Geschichte, die wie die Natur unparteiisch über den Menschen steht, Jesu Geschichtlichkeit.

Aber wir brauchen nicht die eigentliche Quelle für die Erkenntnis der Geschichte und Geschichtlichkeit Jesu, das neutestamentliche Schrifttum unerwähnt zu lassen.

Man hat namentlich im vergangenen Jahrhundert gegen das Neue Testament in der Tat Sturm gelaufen. Und das Resultat? Die Kritik (z. B. A. Harnack) kommt jetzt bezüglich der Entstehungszeit der neutestamentlichen Bücher im wesentlichen darauf hinaus, was die Kirche immer gelehrt hat.

Es sind eben nicht wissenschaftliche Gründe, welche bei der Anzweiflung des geschichtlichen Wertes neutestamentlicher Urkunden den Ausschlag geben, sondern, was sich viele nicht einmal klar eingestehen, die anders geartete Weltanschauung, also der Glaube. Wäre die neutestamentliche Literatur nicht eine Sammlung von Urkunden über des lebendigen Gottes Offenbarung mit Wundern,

so würde ihr bei ihrer äußeren und inneren Bezeugung der Charakter sicherer geschichtlicher Quelle nicht aberkannt werden. Aber hier liegt die Schwierigkeit. Wem es von vornherein feststeht, daß es keinen lebendigen Gott gibt, welcher in Wort und Werk in die Geschichte eingreift, oder wer zwar an Gott festhält, aber Ihn in rationalistischen, schwächlichen, selbstgemachten Vorstellungen einschnüren möchte, der kann nicht Urkunden den Wert geschichtlicher Quellen beimessen, welche solches Wirken Gottes berichten, wie das Neue Testament mit der Auferweckung Jesu Christi von den Toten. Wenigstens kann er neutestamentliche Zeugen nicht für zuverlässig halten.

Aber es gibt keine Wissenschaft, am allerwenigsten die Naturwissenschaft, welche beweisen könnte, daß es keinen lebendigen Gott gibt. Das sollte und kann jeder gebildete Mensch unserer Zeit wissen. Welchen wissenschaftlichen Wert haben aber Resultate einer Kritik, die noch vor der Untersuchung das Endurteil fertig hat? Es steht demgegenüber als eine Erfahrungstatsache fest, daß, wer ohne das Vorurteil des Atheismus resp. des Rationalismus das Neue Testament, besonders aber die Evangelien, und zwar alle, namentlich auch das des Johannes studiert, Schritt für Schritt dem Gepräge des Selbsterlebten und Ursprünglichen begegnet, so daß er immer gewisser wird, vor zuverlässigen, sicheren Geschichtsquellen zu stehen. Das gilt besonders auch von den

Briefen Pauli, deren Echtheit bezüglich der vier größten derselben die Kritik auch dann anerkannt hat, wenn sie sonst vieles verwarf. Dieselben geben uns aber die wesentlichen Tatsachen des Lebens Jesu an und sind für die wichtigste Tatsache, die Auferstehung Christi, Bericht eines Augenzeugen, der bloße Vision von leiblichem Leben auf Grund eigner Erfahrung unterscheiden konnte und für die erkannte Tatsache sein durch dieselbe von Grund aus erneuertes Leben einsetzte.

Die Echtheit des Neuen Testamentes hat aber seinen mächtigsten Beweis darin, daß durch dasselbe fort und fort gewissermaßen, wie man es genannt hat, ein „fünftes" Evangelium gewirkt wird, indem sich Menschen bekehren, aus Gott geboren werden und dem Wesen nach dieselben Erfahrungen in der Gemeinschaft ihres unsichtbar gegenwärtigen Heilandes machen, wie einst die Jünger in der Gemeinschaft des sichtbar unter ihnen wandelnden.

Das Neue Testament ist wie die ganze Schrift sein Selbstbeweis, und zwar als Ganzes, das nicht nach der Methode derjenigen behandelt wird, welche jedesmal das, was gegen ihre fertig herangebrachte Meinung streitet, für „unecht" erklären, ein Verfahren, das lächerlich wäre, wenn es nicht so viel Unheil anrichtete.

Auf die Frage: „Wer ist Jesus?" sagen wir also zunächst: Jesus ist keine Fiktion, keine Erdichtung, sondern eine geschichtliche Persönlichkeit.

Und wir fahren fort: Jesus ist

II.

Kein Produkt seiner oder irgendeiner Zeit, sondern eine einzigartige, ursprüngliche Persönlichkeit.

Das Zauberwort unserer Zeit ist bekanntlich Entwickelung, Evolution. Alles muß ein Produkt sein. Daß auch Jesus ein „Produkt" sein muß, ist dann natürlich von vornherein klar. So hat Renan, der viel zu realistisch war, um wie Strauß die Geschichtlichkeit Jesu zu verkennen, dafür wie sich nach seiner Meinung Jesus entwickelt haben mußte, den Werdegang des — Mohammed zum Muster genommen.

Wir erinnern zunächst an die Tatsache, daß uns das Neue Testament ein klares, bestimmtes Bild Jesu vor die Augen stellt, und daß dieses Bild in der Geschichte bis heute wirksam ist. Von vornherein ist klar, daß dieses Bild entweder nach der Wirklichkeit gezeichnet, oder daß es erfunden ist. — Was ist wahr?

Wer sollte Jesu Bild erfunden haben?

In erster Linie kommen die Juden in Betracht. Es ist auch tatsächlich der Versuch gemacht worden, Jesu Ursprünglichkeit durch Zurückführung auf jüdische Vorgänger streitig zu machen. Wir sagen jüdische Vorgänger im Unterschied von alttestamentlich. Denn daß Jesus in dem Worte des Alten Testamentes lebte, das zu erfüllen seine Aufgabe war, werden wir selbst noch zeigen. Man nannte als „Lehrer" Jesu den jüdischen Rabbi Hillel, welcher ungefähr 50 Jahre vor unserer Zeitrechnung in Jerusalem lebte und Großvater jenes Gamaliel ist, zu dessen Füßen Saulus, der nachmalige Apostel Paulus, gesessen hatte. Worauf gründet man diese Behauptung? Vor Schammai, dem Rivalen des Hillel erschien ein Ausländer und wollte Proselyt des Judentums werden, wenn Schammai ihn das ganze Gesetz lehren werde, während er, der Heide, auf einem Beine stehe (Sabbath 31a). Schammai geriet darüber in Zorn und jagte den Frager mit der „Elle des Baues", einem gerade in der Hand gehaltenen Meßstab hinaus. Der Heide ging nun zu Hillel und dieser gewann ihn in der ausbedungenen Weise. Hillel sagte zu ihm: „Was dir verhaßt (unlieb) ist, tue deinem Nächsten nicht — dies ist das ganze Gesetz, alles andere der Kommentar dazu: gehe hin, das lerne!" Jedermann wird an das Wort Jesu erinnert: „Alles nun, das ihr wollet, das

euch die Leute tun sollen, das tut ihr ihnen auch; das ist das Gesetz und die Propheten" (Matth. 7, 12).

Aber das Gute, das wir vom Nächsten erwünschen, ist ungemein umfassender und intensiver als das Unliebe, davor wir behütet bleiben möchten. Selbst wenn wir annehmen würden, daß Hillels Ausspruch damals zu einem „geflügelten Wort" geworden und als solches auch zu Jesu gekommen ist, würde diese tiefe Umprägung des Wortes doch nicht gegen Jesu Originalität angeführt werden können.

Dazu kommt, daß Hillels Lehrwirksamkeit nicht durch diesen Sittenspruch charakteristisch gekennzeichnet ist. Er war vielmehr dem strengeren und zeremoniell peinlicheren Schammai durchaus ebenbürtig in spitzfindiger Ausbildung des traditionellen Gesetzes, welches der Tendenz nachhing, das mosaische durch Vorbauungsmaßregeln vor Übertretung zu behüten.

Wir wollen es an einem bekannten Beispiel zeigen. Im Zusammenhange mit dem Bericht über das Manna in der Wüste (2. Mos. 16, 5) wurde festgestellt, daß die Sabbathruhe nicht durch Küchenarbeit gestört werden soll. Die Gesetzeslehrer warfen die Frage auf, ob ein Ei, das die Henne am Sabbath gelegt habe, am Sabbath gegessen werden darf. Da der Mensch – beim Eierlegen nicht beteiligt ist, so hätte man das als selbstverständlich annehmen sollen. Aber die Gesetzeslehrer verboten den

Genuß eines Eies, das von einer Henne gelegt wurde, die zum Eierlegen bestimmt war, denn das erzielte Ei war ja Resultat einer am Sabbath, also ungesetzlich zu Ende geführten Arbeit. Darüber waren alle Gesetzeslehrer einig. Aber was war mit dem am Sabbath gelegten Ei einer Henne zu tun, die nicht zum Eierlegen, sondern zum Essen bestimmt war? Und was war zu tun, wenn ein Sabbath mit einem Festtag, also, da ein Festtag dem Sabbath gleich zu achten ist, zwei Sabbathe zusammenstoßen? Schammai erlaubte ein solches Ei. Aber Hillel erklärte, daß ein solches Ei an einem Sabbath oder Festtag, also widergesetzlich entstanden ist, darum auch nicht am Sabbath oder Festtag darauf, wo es gelegt wird, genossen werden darf. Ferner: Obgleich es an sich erlaubt wäre, ein von einer nicht zum Eierlegen, sondern zum Essen bestimmten Henne am Sabbath oder Festtag, dem kein Sabbath oder Festtag entweder folgt oder vorausgeht, gelegtes Ei an eben jenem Sabbath oder Festtag zu genießen, so ist doch auch dies zu verbieten, weil man in Versuchung kommen könnte, es auch an einem aus obigem Grunde durchaus verbotenen Sabbath oder Festtag zu tun. Und da das zum Essen Verbotene auch nicht von einer Stelle zur anderen getragen werden darf, so darf ein solches Ei auch nicht aufgehoben und bei Seite gelegt werden, vielmehr wird es der Gewissenhafte nicht einmal berühren,

um es nicht vielleicht gar in die Hand zu fassen, ja nicht ansehen, um nicht dazu versucht zu werden.

Und dieser Mann soll Jesu Lehrer sein?

Hillel ist wegen seiner persönlichen Geduld und Gutmütigkeit eine achtungswerte Persönlichkeit, aber ihn, einen solchen „Schriftgelehrten" zum Lehrer Jesu machen zu wollen, das ist geradezu eine Ungeheuerlichkeit*).

Im rabbinischen Judentum ist kein Vorbild für Jesus.

Man hat noch zu den Essäern (Essenern) gegriffen, um von ihnen Jesum herzuleiten. Die Essäer, die im zweiten Jahrhundert vor Christus entstanden sein sollen, lebten wie Mönche, kleideten sich weiß, verboten die Ehe, vollzogen viele religiöse Waschungen und hielten streng auf das Gesetz, besonders auf den Sabbath, an welchem auch kein Gerät von einer Stelle zur anderen gerückt werden durfte. Wie man je in diesen Menschen Vorgänger Jesu suchen konnte, ist einfach eine der Unbegreiflichkeiten, an denen die Geschichte des Unglaubens so reich ist. Und doch wird in „populären" Darstellungen immer wieder der Zusammenhang Jesu

*) Franz Delitzsch, Jesus und Hillel, in „Saat auf Hoffnung", III. Jahrgang, 3. Heft. Erlangen 1865. Als selbständige Schrift Erlangen 1866 und in mehreren neuen Auflagen. Prof. Delitzsch weist überzeugend nach, daß das, was Jesus war und der Welt geworden ist, sich nicht aus dem Zusammenhange seiner Zeit- und Lebensverhältnisse heraus erklären und begreifen läßt.

mit den Essäern behauptet, ja sogar ein von A bis Z erlogenes Machwerk darüber verbreitet, das sich als fünftes Evangelium geriert und in Ägypten gefunden sein will.

Die Juden sind's also nicht, die Jesu Persönlichkeit hätten hervorbringen können. Umsomehr wird neuerdings auf die Heiden als Quelle für Jesus hingewiesen.

Nicht auf die „klassischen" Heiden. Es hört sich zwar wie ein Anklang an, wenn sporadisch die Gottheit Vater genannt, oder der Gedanke des Kosmopolitismus gestreift wird. Aber dennoch ist beides im heidnischen Mund seinem Inhalt nach etwas anderes. Für den Heiden ist im letzten Grunde Gottheit und Natur identisch. Er kennt den überweltlichen lebendigen Gott nicht und Vater kennzeichnet die Gottheit nach ihrer weltbildnerischen Seite. Und der Kosmopolitismus der Stoiker ist ebenso weit entfernt von allgemeiner Menschenliebe, wie ihr hochmütig resigniertes Tugendbild von dem von Herzen demütigen und sanftmütigen Jesus.

Im antiken Tugendbild fehlt die Demut völlig. Von da konnten die Elemente des Bildes Jesu nicht kommen.

Man hat aber andere heidnische Quellen für Jesu Bild herangezogen.

Man wies auf den Mythus des babylonischen Sonnengottes Marduk hin und wollte beweisen, derselbe habe für das Bild Jesu den Stoff geliefert.

Nun bieten aber die „Götter" Babels einen traurigen Anblick. Sie sind soweit von Heiligkeit entfernt, daß sie untereinander streiten, und die Göttermutter Istar (im Alten Testament Astarte oder Aschera, Luther: Hain), welcher mit Unzucht gedient wird, selbst derselben hingegeben ist. Solcher Atmosphäre soll der heilige Mittelpunkt des Neuen Testamentes entstammen? Da Marduk die leuchtende Frühlingssonne personifiziert, die Licht, Wärme und Leben mit sich bringt, so lassen sich schon Anklänge erklären, nie aber der Gegensatz überbrücken, der zwischen dem im Neuen Testamente und durch dasselbe wirkenden heiligen Geiste und der babylonischen Mythologie besteht.

Viel öfter wird aber der Buddhismus als Quellgebiet des Christentums, und namentlich des Christusbildes der Evangelien angeführt, so daß wir ihn genauer ins Auge zu fassen haben.

Wir erinnern zunächst an die bekannten Daten. Der Prinz Siddatha, um das Jahr 580 v. Chr. in Kapilavestu in Indien geboren, wird in orientalischer Üppigkeit groß, besitzt Weib und Kind, Sängerinnen und Tänzerinnen, und lebt dem Weltgenuß. Bei Ausfahrten sieht er nacheinander einen Greis, einen Aussätzigen, einen Toten. Das Leid der Menschheit tritt damit vor sein Auge und ihn erfaßt der Gedanke: Gibt es kein Mittel diesem Leid ein Ende zu machen?

Er sucht die Lösung dieses Problems bei Asketen und Brahmanen, in Weltflucht und Selbstpeinigung, aber ohne Erfolg. In einer Nacht findet er aber plötzliche Erleuchtung unter einem Baum und ist von da an Buddha, der Erleuchtete.

Das Wesentliche seiner Erleuchtung und Lehre ist aber die Erkenntnis: Alles ist Leiden, die Quelle des Leidens ist des Menschen Trieb und Wille zum Leben, die Erlösung vom Leiden ist das Aufhören, Ertöten dieses Willens, und der Weg dazu ist das nach Buddhas Vorschrift eingerichtete tugendhafte Leben.

Das selige Ziel, dem der Buddhist zustrebt, ist das Aufgehen seines Wesens in einem völlig indifferenten Zustand, in dem er vor allem von dem Willen los sei, eine selbständige Persönlichkeit zu sein, also eigentlich: das Erlöschen des Ichs, der Seele, d. h. ohne Phrasen: das Nichts.

Der Untergrund, auf dem sich diese Anschauung aufbaut, ist die echt indische Annahme, daß die ganze Welt nur ein Schein, nichts Wirkliches sei, und so auch der Mensch nur ein Haufen wandelbarer Stoffe und Kräfte, welche in der Metempsychose, der Seelenwanderung immer neue Gestaltung finden könne, ja mit Naturnotwendigkeit müsse. (Karma).

Wie kommt man aber dazu, diese Selbstvernichtungstheorie Buddhas mit Christus, dem Lebensbringer, in

Zusammenhang zu setzen? Einmal darum, weil der Buddhismus eine Erlösungsreligion sein will, dann weil Buddha sehr schöne moralische Vorschriften, namentlich auch der Barmherzigkeit, aufgestellt hat, aber vor allem wohl, weil die Buddhalegende Züge enthält, die an Einzelheiten des Lebens Jesu erinnern.

In der Tat frappiert es zunächst, wenn wir von der wunderbaren Geburt des Buddha durch die Königin Maya ohne Zutun des Mannes, von der Begrüßung des Kindes Buddha durch den alten Brahmanen Asita, von dem Besuch des Knaben Buddha im Tempel, von der dreimaligen Versuchung des Buddha durch den bösen Geist Mara, von seiner Jüngersammlung, von Anklängen in Wundern und Vorschriften der Moral, betreffend Barmherzigkeit, Versöhnlichkeit, Warnung vor Haß, Verurteilung des Nächsten und Blindheit gegen eigene Fehler hören.

Aber eine nähere Prüfung zeigt, daß das Frappierende gewissermaßen mehr in den Überschriften als in den Dingen selbst liegt, welche eine radikale Verschiedenheit aufweisen.

Das Kind der Maya hält sofort nach der Geburt eine feierliche Ansprache, hat zwei Wunderteiche mit kaltem und warmem Wasser zur Verfügung, macht nach jeder Himmelsrichtung sieben Schritte und läßt bei jedem Schritt eine Lotosblume entstehen. Das klingt, als lese man eins der Pseudoevangelien, aber eine Ähnlichkeit zu der Geburtsgeschichte Jesu nach den Evangelien ist es nicht.

Dafür aber, daß ohne Zutun des Mannes die Geburt stattfindet, hat auch der **Buddhismus Antezedentien.** Wir stehen hier und bei dieser ganzen Frage vor einem Problem, das man das der religiösen „Mimicry“ nennen könnte, und das noch seiner vollen Lösung harrt. Dies ist unumwunden einzugestehen, aber auch mit allem Ernst die wesenhafte Verschiedenheit des Biblischen — denn solche Anklänge sind in den Religionen nicht bloß bezüglich der Geschichte Jesu vorhanden — nicht zu verkennen. Dies zeigt die Buddhalegende in besonders scharfer Weise, wie es das Weitere erweisen wird.

Die Begrüßung des Buddhakindes durch Asita soll die Begrüßung Jesu durch Simeon sein. Aber man vergleiche wirklich. Asita weint, daß er die Lehre des Buddha nicht mehr hören, also auch keine Erlösung von der Seelenwanderung erfahren werde. Simeon jubelt: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, wie du gesagt hast, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehen“ (Luk. 2, 29 f.).

Ähnlich verhält es sich mit dem Besuch im Tempel. Vor dem Buddhaknaben erheben sich die Götterbilder von ihren Plätzen und verneigen sich demütig vor ihm. Jesus hört und lernt, und spricht zum ersten Mal ein Wort aus, das sein einzigartiges Bewußtsein und Verhältnis zu Gott ausdrückt: „Wisset ihr nicht, daß ich sein muß in dem, was meines Vaters ist?“ (Luk. 2, 49).

welchen durch nichts auszugleichenden Unterschied zwischen Jesus, der in Gemeinschaft seines Vaters lebt, und Buddha, der keinen persönlichen Gott kennt und nicht betet, deckt schon dieses Wort auf!

Auch die dreimalige Versuchung durch den bösen Geist Mara führt zur Erkenntnis des Unterschiedes. Mara versucht den Buddha durch Vorführung wollüstiger Weiber und bewaffneter böser Geister, wobei auch deren Massenhaftigkeit wirken soll. Also Reiz zur Wollust und Furcht wird ins Feld geführt und damit bezeugt, wie sich der Buddhismus nicht über die heidnische Erkenntnis des Menschen erhebt. In den Evangelien handelt es sich bei dem Kampfe mit Satan um das Bleiben in der Gemeinschaft Gottes, dem allein man für alles vertrauen, den allein man über alles lieben, und dem allein man dienen soll. Der lebendige Gott bleibt für Jesus Gott allein, das ist sein Sieg. Was er damit überwunden hat, ist das Wesen der Welt: die Genußsucht, der Hochmut, die Habsucht. Der biblische Bericht über die Versuchung führt in die ganze Tiefe des Verhältnisses zu Gott. Hier ist wieder nicht bloß ein gradueller, verhältnismäßiger Unterschied dem Buddhismus gegenüber, der sich aus einer fortschreitenden Entwicklung erklären ließe, sondern eine fundamentale, wesenhafte Differenz, die keine Entwickelung überbrückt.

Auch Buddha hat Jünger gesammelt, und zwar seine

ersten, indem er unter einem Feigenbaum saß. Das soll an Nathanaels Berufung (Joh. 1, 50) erinnern. Dort hat aber nicht Jesus, sondern Nathanael unter einem Feigenbaum gesessen. Und dann ist das Wissen Jesu von seinem Sitzen unter dem Feigenbaum und – worauf es dabei hauptsächlich ankommt – von seinen innersten Gedanken während dieses Sitzens das Mittel, durch welches dem zweifelnden Nathanael die Augen für Jesu göttliches Wesen geöffnet werden. Die Geschichte des Nathanael ist eine derjenigen, an denen vor allem jene frische Unmittelbarkeit des Erlebten mit den feinsten psychologischen Zügen zutage tritt, wie wir ihr im Neuen Testamente Schritt für Schritt begegnen.

Was sollen wir nun aber von jenen Anklängen halten? Zunächst ist festzustellen, daß es Wiederholungen auf allen Gebieten, vor allem natürlich auf verwandten, gibt. So weist L. von Schroeder in der Abhandlung: „Buddhismus und Christentum" (Reval 1893) nach, daß das indische Drama „Das irdene Wägelchen" aus dem 5. Jahrhundert nach Chr. eine frappante Übereinstimmung mit Shakespeareschen Lustspielen besitzt; und doch wird niemand eine Abhängigkeit Shakespeares von indischen Mustern behaupten können.*) Es nehmen offenbar unter ähnlichen Bedingungen die Gedanken der Menschen ähn=

*) Hermann Köhler, Sozialistische Irrlehren von der Entstehung des Christentums und ihre Widerlegung. Leipzig 1899. S. 223 f.

liche Richtung, ohne daß die Originalität in der Aufstellung und Zusammenstellung der Ideen leidet. Namentlich wird eine bedeutende Persönlichkeit selbst dem Allbekanntesten ein solches Gepräge geben, daß es doch so wird, wie es niemand sonst derart gestalten könnte.

Was nun das Sittliche anlangt, so bewegt sich ein großer Teil desselben auf dem Gebiete der natürlichen Vernunft, wie jede philosophische Ethik oder Systeme wie das des Konfutse, beweisen. Es ist ein Stück des Ebenbildes Gottes im Menschen, das ihn zu derartigem ethischen Denken befähigt. Anklänge in der Sittenlehre bieten also nicht die eigentliche Schwierigkeit, sondern die Anklänge an die Erzählungen.

Hierbei handelt es sich aber, wie die vergleichende Religionsgeschichte zeigt, und wie schon oben angedeutet wurde, um ein allgemeines, nicht bloß das Christentum und den Buddhismus angehendes Problem.

Der schon erwähnte babylonische Marduk-Mythus enthält sie auch, und auch sonst finden sie sich vereinzelt vor. Um eine richtige Stellung dazu zu erhalten, muß man zwei Erwägungen vollziehen. Die erste betrifft den Monotheismus, die zweite das Erlösungsproblem in der Menschheit.

Man begegnet noch immer der Annahme, daß die fetischistischen Religionen diejenige Religionsstufe bezeichnen, aus welcher sich alle übrigen, etwa in der Stufenfolge:

Fetischismus, Schamanismus, Sabäismus, Polytheismus, Monotheismus entwickelt haben. Aber die fortschreitende Erforschung dieser Religionen zeigt das Gegenteil. Auch in der allerniedrigsten Religion findet sich mehr oder minder deutliche Erinnerung an den einen allmächtigen Gott, und zwar immer zurückgedrängt durch die jeweiligen herrschenden niederen Religionsvorstellungen. Dies führt zu der Erkenntnis, daß die niedrigsten Religionsformen entartete, von einem ursprünglichen Monotheismus abgefallene Religionsformen sind. Ist aber der Monotheismus der Anfang der Skala der Religionen und der Fetischismus das Ende derselben, so wird auch von da aus Raum geschafft für die Annahme der Uroffenbarung Gottes an die Menschheit. Da nun der Gedanke an die Erlösung in den alten Religionen irgendwie immer Gestalt gewonnen hat, so ist auch von da aus anzunehmen, daß bereits die Uroffenbarung hierzu Anlaß gegeben hat. Es läßt also die Religionsgeschichte gewissermaßen die Stelle leer, in welche der biblische Bericht über das „erste Evangelium", die Verheißung von dem Weibessamen, der dem Feinde der Menschheit den Kopf zertreten wird (1. Mos. 3, 15) hineingehört.

War aber einmal die Verheißung eines Erlösers in die Menschheit gepflanzt, die doch so sehr der inneren und äußeren Situation derselben entsprach, so könnte es, wenn man nicht die lähmende Wirkung der Sünde kennen

würde, nur Wunder nehmen, daß nicht mehr Erlösungsgedanken und -Vorstellungen produziert worden sind, als wir vorfinden, sowie es von da aus auch verständlich werden kann, wie in jenen Erlösungs-Vor- und Darstellungen der Völker neben all dem Phantastisch-Falschen auch Wahrheitsspuren gefunden werden können, und zwar auch in den mythischen Erzählungen. Denn wie die Sage Geschichtsvorgänge idealisiert, d. h. zu Trägern einer Idee macht, so vergeschichtlicht der Mythus Ideen, d. h. baut sie zu Geschichten aus.

Wenn diese Mythen mit einzelnen Zügen aus dem Leben Jesu übereinstimmen, so wird dadurch dieses Leben ebensowenig ungeschichtlich, wie durch Platos Schilderung des Gerechten, die Jahrhunderte vor Christus so Wesentliches aus seinem Leben gewissermaßen vorerzählte.*) Die Hauptsache aber ist, daß soviel Analogien schon gefunden sind oder noch gefunden werden, jeder Versuch, Christi Leben als Produkt der Mythologie aufzufassen, an der Tatsache scheitern wird, daß eine nüchterne, nicht

*) Aus der oft zitierten merkwürdigen Stelle Platos über den leidenden Gerechten (De republ. II) setze ich wenigstens die bezeichnendsten Sätze hierher: „. . . Zuerst muß die gute Meinung ihm genommen werden, . . . Darnach muß er aller Habe beraubt werden außer der Gerechtigkeit und in Widerstreit mit seiner Obrigkeit gebracht, so daß er, während er nichts Ungerechtes getan hat, für den Ungerechtesten gehalten wird. . . . Sie sagen aber, daß der Gerechte, also beschaffen, gegeißelt, gebunden . . . und nachdem er alle Qualen ausgestanden hat, an einen Pfahl geheftet werde. . .“

„monistisch“, „a“- oder „pantheistisch“ beeinflußte Kritik in dem neutestamentlichen Schrifttum schließlich doch immer Quellen von Augenzeugen finden wird, deren Erlebnisse durch das Wirken des lebendigen, erhöhten Christus fortgesetzt bestätigt werden. Das gilt namentlich von der zentralen Tatsache des Lebens Jesu, von der Auferstehung, ohne deren Tatsächlichkeit weder die Entstehung noch der Fortbestand des Christentums erklärt werden kann, wie weiter unten noch gezeigt werden soll.

Wie es sich aber auch mit diesem Problem der religiösen „Mimicry“ verhalten möge, auf keinen Fall ist der Buddhismus Quelle des Christentums. Das beweist unwiderleglich die Tatsache, daß das Christentum seinem ganzen Wesen nach vom Buddhismus grundverschieden ist. Buddha lehrt Erlösung, Christus ist Erlöser, und zwar seinem eigenen Bewußtsein nach nicht minder wie nach dem Zeugnis der Jünger und der Kirche; Buddha ist an sich ohne Gott in der Welt, Christi Speise, das wovon Er lebt, ist, daß Er den Willen des Vaters tut (Joh. 4, 34); Buddha kennt kein Gebet, Christus tut nichts ohne Aufblick zum Vater (Joh. 11, 41 f.), ja bleibt eventuell „über Nacht in dem Gebet zu Gott“ (Luk. 6, 12); Buddha hat für Not und Tod keinen Trost, Christus gibt Frieden, heilt Gebrechen, rettet vom Tode; für Buddha ist Persönlichkeit als selbständiges Wesen etwas, das aufhören muß, Christus fragt, was

hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und verlöre sich selbst (Luk. 9, 25); für Buddha ist Sünde ein Mangel an Erkenntnis der Ursache des Leidens und das daraus kommende Festhalten des Triebes zum Leben, was durch den Willen überwunden werde, nach Christus ist der Sünder tot in seiner Gottentfremdung und muß lebendig gemacht werden, was nur von oben durch den heiligen Geist geschehen kann und muß, wenn der Sünder am Reiche Gottes teil haben soll (Luk. 15, 24; Joh. 3, 3, 5); Buddha lehrt Barmherzigkeit und andere schöne Tugenden, damit man durch deren Halten gewissermaßen sich selbst zum Aufhören bringe; Christus bringt seine Jünger dazu, daß die Liebe, die Er zu ihnen hat, und die sie durch nichts verdienen können noch brauchen, sie dringt Liebe zu üben, wobei Ihm und den Seinen des Vaters Ehre als höchstes Ziel gilt (2. Cor. 5, 14; Joh. 17, 4, 21); Buddha lehrt Erlösung – wovon? Vom Leben! Christus ist durch seine Auferstehung Überwinder des Todes, ist und gibt das Leben!

Zu alledem kommt, daß eben vollständig ein geschichtlicher Kanal zwischen dem Buddhismus und dem Christentum fehlt. Der erste christliche Schriftsteller, der Buddha erwähnt, ist Clemens von Alexandrien (†202 n. Chr.). Soviel ist der Christusfeindschaft an dieser Sache gelegen, daß man sich sogar nicht scheute, zu einem Betrug zu greifen, um eine Beziehung zwischen Christus und Buddha „nachzuweisen".

Ein russischer Jude mit dem Pseudonym Nikolaus Notowitsch gab vor, in dem tibetanischen Kloster Himis, wo er eines Beinbruches wegen den gewünschten, keinen Argwohn erregenden Aufenthalt hätte nehmen können, in der Klosterbibliothek alte, in der Palisprache verfaßte Handschriften über das Leben Jesu gefunden zu haben, die ihm ein Lama ins Tibetanische verdolmetschte und die er nach seinen Aufzeichnungen zur allgemeinen Kenntnis gebracht habe. Darnach habe Jesus vom 13. bis zum 29. Lebensjahr in Indien unter Brahmanen und Buddhisten geweilt und sei über Persien nach Palästina zurückgekehrt. Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht über diese Notowitschsche Weisheit. In Frankreich erlebte seine Schrift innerhalb weniger Monate 7 Auflagen. Doch Max Müller erhielt von einer ihm befreundeten Persönlichkeit, die in der Nähe jenes Klosters wohnt, wo die Handschriften aufbewahrt worden sein sollten, und Notowitsch ein Bein gebrochen haben will, die Mitteilung, daß man in dem Kloster von einem russischen Reisenden nichts wisse, daß in den letzten 50 Jahren niemand mit einem gebrochenen Bein dort Aufnahme gefunden habe, und daß man dort noch weniger ein Manuskript über das Leben Jesu kenne. Diese Angaben wurden noch durch einen der Missionare der Brüdergemeinde, welche dieses Kloster in den letzten 40 Jahren häufig besuchten, Herrn F. B. Shawe durch einen Brief

vom 15. Mai 1894 bestätigt, der noch hinzufügt, daß nach Angabe der Mönche ihre alten Bücher vor Jahrzehnten vernichtet worden seien, und niemand unter ihnen die Palisprache verstehe. Aber vor allem waren es innere Gründe, die jeden einsichtigen Leser überzeugten, daß es sich um eine Mystifikation handelt. Max Müller nannte die Sache einfach „Jux oder Betrug", wir sagen aber, es war beides und vor allem ein Beweis, wie gläubig Ungläubige sind.*)

Dazu kommt aber, daß eigentlich eine Lücke im Leben Jesu überhaupt nicht besteht. Aus dem Leben Jesu ist nämlich für die Gemeinde alles aufbewahrt worden, was zu ihrer Auferbauung notwendig ist. Über jene „Lücke" ist das Notwendige zwar nur summarisch, aber eben doch mitgeteilt Luk. 2, 51 f.: „Und er ging mit ihnen hinab und kam gen Nazareth und war ihnen untertan. – Und Jesus nahm zu an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen." Die Phantasie hat sich von jeher mit diesen Jahren beschäftigt und merkwürdige Blüten in den Pseudoevangelien getrieben. Aber die Gemeinde hat kein weiteres Interesse daran, als das, welches durch jenen Bericht aus Lukas bezüglich des Wachstums und der Entwickelung Jesu *vollauf* befriedigt wird.

In letzter Zeit sind auch die vergötternden Ausdrücke, welche in Fragmenten kleinasiatischer Dekrete, betreffend

*) C. A. Witz, Keine Lücke im Leben Jesu. Wien 1895.

die Einführung des asianischen Kalenders (d. i. eines Sonnenjahrs, als dessen Neujahrstag der Geburtstag des Augustus angesetzt war), dem Augustus gegenüber gebraucht werden, als Quelle für ähnliche Ausdrücke im Lukas-Evangelium angeführt worden. Demgegenüber erinnern wir daran, daß solche vergötternden Ausdrücke im Altertum bekanntlich oft den Herrschern gegenüber gebraucht worden sind und auch nicht eine Spur von wirklichem Beweis dafür vorhanden ist, daß Lukas oder sonst ein biblischer Schriftsteller bei jenen Dekreten in Schule gegangen ist. Und was würden auch ein paar vergötternde Ausdrücke zur Erklärung des Lebens Jesu und der Existenz des Christentums mit seiner fortgehend die Welt bewegenden Bedeutung beitragen?

Wir kommen also im Blick auf Juden und Heiden zu dem Schluß: Jesus ist kein Produkt seiner oder irgend einer Zeit, sondern eine einzigartige, ursprüngliche Persönlichkeit.

Und Er ist, so fahren wir, die aktuellen Anschauungen unserer Zeit beachtend, fort,

III.

Kein sozialistischer Reformator.

Alle Jahre, wenn die christlichen Feste kommen, kann man namentlich in sozialistischen Blättern merkwürdige Dinge von dem „Zimmermannssohn" aus Nazareth lesen. Offenbare Gegner des Christentums nehmen die Pose ein, Jesum gewissermaßen in Schutz zu nehmen gegen seine Jünger, indem sie so tun, als hätten sie den eigentlichen Kern seiner Verkündigung und seines Lebens entdeckt, nämlich in Christi Sozialismus und Kommunismus.*) Was für Beweise dazu herhalten müssen, mag die Ausführung zeigen, daß Jesus durch seine Forderung an den reichen Jüngling: „Verkaufe alles, gib es den Armen und folge mir nach", den Kommunismus gewollt habe.

*) Der „Kommunismus" der Pfingstgemeinde war kein Zwang, wie das Wort Petri an Ananias beweist (Apostelg. 5, 4), sondern eine Tat der freien Liebe, die das Eigene dem Bruder gab, und nicht jenes grollende V e r l a n g e n, das zu haben, was dem Nächsten gehört.

Daß es eine individuelle Ausgestaltung der allgemeinen Forderung völliger Hingabe an den Herrn gibt, gilt solchen „Historikern" natürlich nichts. Aber so wenig Gott an jeden alttestamentlichen Gläubigen die Forderung richtete wie an Abraham, den einzigen Sohn zum Opfer zu bringen, so wenig hat Jesus von jedem Reichen die Aufgabe seines Vermögens verlangt, wie das Beispiel des Zachäus zeigt (Luk. 19, 1 ff.). Aber allerdings hat Er bei jedem Besitzenden, der sich bekehrte, eine neue Stellung zum Besitz bewirkt, wie eben bei jenem Zachäus (Luk. 19, 8). Jesus ist ein Freund der Armen, der sogar von dem Wenigen, was er bekommt, für dieselben sorgt (Joh. 13, 29), und er ist ein Warner der Reichen, sagt er doch: „Es ist leichter, daß ein Kameel durch ein Nadelöhr (vielleicht das kleine Personen-Durchgangstor eines Stadttores) gehe, denn daß ein Reicher ins Reich Gottes komme" (Matth. 19, 24), ein Wort von solchem Ernst, daß dagegen alle antikapitalistischen Ausführungen zusammen nichts bedeuten. Er lehrt den rechten Gebrauch des Vermögens (Luk. 16, 9). Aber Jesus hat es ausdrücklich abgelehnt, Erbschichter zu sein (Luk. 12, 14), und bezüglich der ihm gestellten Frage, ob es recht ist, Steuer dem Kaiser zu zahlen, sprach er das wunderbare, klare Wort, das heute noch nicht ganz verstanden und gehalten wird: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott was Gottes ist." (Matth. 22, 21). So redet

kein sozialistischer Reformator, wohl aber der, welcher von innen heraus neue Menschen und darum, soferne sich Menschen von ihm beeinflussen lassen, neue Verhältnisse schafft. Insofern ist allerdings die einzige, wirklich sozial-reformatorische Kraftquelle in Jesu vorhanden, aber Sozialisten als solche haben kein Recht, sich auf Jesus zu berufen.

Jesus hat seinem Wesen gemäß keine Technik des Staatswesens aufgestellt und vor allem hat er die Brot- und Magenfrage nicht zum Mittelpunkt des Lebens gemacht, ebensowenig wie er in dieser Welt aufging (Matth. 4, 4; 6, 33).

Auf die Frage nach Jesu Persönlichkeit haben wir nun weiter etwas zu sagen, worüber selbst manche von denen, die uns etwa bisher zugestimmt haben, stutzig werden.

Wir sagen nämlich

IV.

Jesus ist kein Religionsstifter.

Eines der Worte, die für Jesu Bedeutung besonders kennzeichnend sind, ist bekanntlich das Wort der Bergpredigt: „Ihr sollt nicht wähnen, daß ich gekommen bin, das Gesetz oder die Propheten aufzulösen; ich bin nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen“ (Matth. 5, 17), ein Wort, das sogar, freilich mit einer Verdrehung, in der talmudischen Überlieferung sich erhalten hat.

„Gesetz oder Propheten“ weist auf das Alte Testament hin.

Wie sehr Jesus mit dem Alten Testamente eins ist, mögen wenigstens folgende Linien zeigen, welche die Übereinstimmung seiner Erscheinung mit der Offenbarung Gottes im A. T. beweisen.

Jer. 17, 10 lesen wir: „Ich, Jahwe, bin es, der das Herz erforscht, die Nieren prüft.“ – Jesus sah in die Tiefe von Nathanaels Herz unter dem Feigenbaum (Joh. 1, 48 ff.); Er las in dem Leben der Samariterin und hat ihr alles gesagt, was sie getan

hat (Joh. 4, 17f. 39), die er doch nie vorher während seines Erdenwandels gesehen hat; Er wußte, daß ihn Judas verraten werde (Joh. 6, 70f., Joh. 13, 26f.); Er sah in dem Flecken, der vor den Jüngern lag, die Eselin stehen mit ihrem Füllen, und wußte, daß die Besitzer es ihm geben werden (Luk. 19, 29f.); Er sah den Menschen, der seinen Boten auf den Straßen Jerusalems den Weg zu dem Hauswirt weisen werde, welcher ihm den Saal zur Osterfeier geben sollte (Marc. 14, 12ff.); Er sah in die Tiefe der See und wußte von der Münze in dem Munde des Fisches, die Petrus nehmen sollte (Matth. 17,27). Er sah aber auch in die Geisterwelt. Luk. 10, 18: „Ich sah wohl den Satanas vom Himmel fallen als einen Blitz". Luk. 22, 31f.: „Simon, Simon, siehe der Satanas hat euer begehrt, daß er euch möchte sichten wie den Weizen; Ich aber habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht aufhöre". Er sah in das Geheimnis der vielen Besessenen, die Er heilte. Er sah aber vor allem unmittelbar in Gottes Herz: „Niemand kennet den Vater, denn nur der Sohn" (Matth. 11, 27). Christus weiß, was der Vater seinem Wissen vorbehalten hat, aber eben durch solche Einschränkung erweist sich sein Wissen noch mehr als wunderbar und göttlich.

Jes. 43, 25 spricht der Herr: „Ich, Ich tilge deine Übertretungen um meinetwillen und gedenke deiner Sünden nicht". Matth. 9, 2 sagt Jesus zu dem Gichtbrüchigen: „Sei

getrost, mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben", wozu wir Luk. 5, 21 lesen: „Wer ist der, daß er Gotteslästerungen redet? Wer kann Sünden vergeben, denn allein Gott?"

Jer. 2, 13 steht: „Mich, die lebendige Quelle, verlassen sie". Joh. 7, 37 spricht Jesus: „Wen da dürstet, der komme zu mir und trinke".

Jes. 62, 5 lesen wir: „Wie sich ein Bräutigam freuet über die Braut, so wird sich dein Gott über dich freuen". Matth. 9, 15 spricht Jesus: „Wie können die Hochzeitsleute Leid tragen, solange der Bräutigam bei ihnen ist?"

5. Mos. 6, 5 befiehlt der HErr: „Und du sollst den Herren, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen". Matth. 10, 37 spricht Jesus: „Wer Vater oder Mutter mehr liebet denn mich, der ist mein nicht wert; und wer Sohn oder Tochter mehr liebet, denn mich, der ist mein nicht wert".

Wie sehr Jesus solcher Übereinstimmung sich bewußt war, bezeugt sein Wort Joh. 5, 46: „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir, denn er hat von mir geschrieben". Ferner sagt Jesus: „Der Sohn kann nichts von sich selber tun, sondern was er siehet den Vater tun; denn was derselbige tut, das tut gleich auch der Sohn". Und: „Ich suche nicht meinen Willen, sondern des Vaters Willen, der mich gesandt hat" (Joh. 5, 19. 30).

Jesu Persönlichkeit und Jesu Geschichte will nichts

anderes sein und i s t nichts anderes als die Erfüllung alttestamentlicher Weissagung und der Sendung des Vaters. Die alttestamentliche Religion ist aber in der Schrift ausdrücklich in den Zusammenhang der ganzen Menschheit gesetzt. Von der Schöpfung, dem Sündenfall, der ersten Verheißung des Erlösers geht es in direkter Linie zu Noas Sohn Sem, zu dessen Nachkommen Abraham, von Abraham über Isaak, Jakob, Juda und David zu Jesus. Jesus ist der verheißene Weibessame von 1. Mos. 3,15, und der verheißene Same Abrahams aus 1. Mos. 12, „der, dem es bestimmt ist" aus Juda, der Sproß aus Davids Stamm, der Messias, Christus. Für den Christus ist aber charakteristisch, daß er kein Religionsstifter, sondern der Erfüller d e r Religion ist. Jesus ist d e r M i t t l e r zwischen dem Einen Gott und allen Menschen, sowie der Anfänger der neuen Menschheit, der zweite Adam (Röm. 5, 12 ff.) Das Christentum ist als messianische Religion d i e Religion.

Über solche Dinge kann man freilich erst dann zur Klarheit kommen, wenn man über das eigentliche Wesen der Person Jesu Licht bekommt. Darum verlassen wir jetzt den Weg der Ablehnungen falscher Antworten und sagen auf die Frage: „Wer ist Jesus?" zunächst etwas, was man auch von gegnerischer Seite nicht abgeneigt sein wird zuzugeben:

V.

Jesus war ein Mensch.

Wir haben in Jesus ein volles, wahres Menschenleben vor uns, äußerlich und innerlich. Er wuchs und nahm zu (Luk. 2, 40–52), lernte (Heb. 5, 8), hungerte und dürstete (Matth. 4, 2, Joh. 19, 28), wurde müde (Joh. 4, 6), aß und trank (Matth. 11, 19), schlief (Matth. 8, 24), weinte (Luk. 19, 41; Joh. 11, 35; Heb. 5, 7), war betrübt (Joh. 12, 27), er litt und starb. Er kennt Freundesliebe (Joh. 10, 15), in der Stunde des Kampfes hat Er das Bedürfnis, nahestehende Menschen um sich zu haben (Matth. 26, 40).

Er hat das Bedürfnis zum Beten, ist auch versucht worden in allem in gleicher Weise, d. h. gleich wie wir (Hebr. 4, 15). Aber hier liegt ein Unterschied zwischen Ihm und uns. Die Sünde hat in uns einen Resonanzboden. Sie kann nicht an uns herantreten ohne Weckung der Neigung zum Bösen. Was weckte aber Sünde in Jesus? Das Beispiel Matth. 16, 22 ff. möge es zeigen: „Und Petrus nahm ihn zu sich,

fuhr ihn an und sprach: Herr, schone deiner selbst; das widerfahre dir nur nicht (nämlich, daß du in Jerusalem sterbest 2c.). Aber er wandte sich um und sprach zu Petrus: Hebe dich, Satan von mir! Du bist mir ärgerlich, denn du meinest nicht, was göttlich, sondern was menschlich ist". Die Versuchung, dem Willen Gottes ungehorsam zu werden, konnte an ihn herantreten, aber in demselben Augenblick erging es ihr wie einem Wassertropfen, der eine brennende Flamme berührt. Derselbe kann die Flamme berühren, aber in demselben Moment ist er auch verzehrt, die Flamme aber bleibt fleckenlos.

Jesus ist ein Mensch ohne Sünde.

Daß dies eine Tatsache ist, beweist zunächst der Eindruck, den Christi Augenzeugen von Ihm aufbewahrt haben. Sie geben uns nicht einen Lehrsatz über Sündlosigkeit, sondern schildern ein reiches Leben in den verschiedensten Lagen, doch ohne den leisesten sündigen Zug.

Dies hat man natürlich von gegnerischer Seite bestritten. Aber sieht man sich an, was man an „Sünden" in Jesu Leben finden wollte, so ergibt sich, daß bei den betreffenden Urteilen Christi Einzigartigkeit außer acht gelassen worden ist, oder die betreffenden Flecken aus dem Eigenen des Kritikers stammen. Es wird genügen, wenn wir es mit Beispielen belegen.

Man nannte es unerlaubte „Selbstüberhebung", „wenn ein Mensch sich einfallen läßt, sich so von allen übrigen auszunehmen, daß er sich ihnen als künftigen Richter gegenüberstellt." Es wird also Jesu Hochmut vorgeworfen.

Stellen wir demgegenüber zwei Vorgänge aus Jesu Leben. Als Jesus und die Zwölf in den Saal traten, wo sie das Passahmahl halten wollten, fanden sie auch die Geräte zu der üblichen Fußwaschung. Keiner der Jünger machte sich daran, was sehr begreiflich ist, da sie unterwegs darüber verhandelten, wer der größte unter ihnen sei. Aber Jesus wusch ihnen die Füße und das ohne Pose, nicht in „selbsterwählter" Demut, sondern aus konsequentem Ausfluß seiner Liebe zu ihnen, die sie von jeder Unreinheit, auch von diesem Hochmut freimachen wollte, damit sie an ihm teil haben. (Joh. 13, 1 ff.).

Das andere ging am Kreuze vor sich. Jesus sprach: „Mich dürstet". Vor seinen Feinden offenbart er seine Not und nimmt den dargereichten Essig zu deren Linderung an. (Joh. 19, 28 f.) Wer Menschen kennt, bleibt staunend vor dieser Demut, vor diesem Lossein von sich selbst stehen, das von Feinden Dienst annimmt.

Wenn dieser bis zum letzten Zuge demütige Mensch sich der Menschheit als Richter gegenüberstellt, dann hatte Er einen überwältigenden Grund dazu, und dieser Grund macht die Gegenüberstellung zur Wahrheit.

Hierher gehört auch, wenn man Jesu unehrerbietiges

Betragen gegen seine Mutter vorgeworfen hat: Joh. 2, 4: „Was ist mir und dir, Weib". Das Wort Weib, das heute so hart klingt, ist es an sich nicht und war es vor allem nicht in den alten Sprachen. Jenes Wort hat der Maria die Scheidelinie zwischen Ihm und ihr gezeigt und war so gesprochen, daß sie durch dasselbe nicht verletzt werde (Joh. 2, 5). Daß Jesus auch seine rein menschliche Sohnespflicht bis zum letzten Augenblick vollauf tat, beweist seine Fürsorge für Maria sogar vom Kreuze herab (Joh. 19, 26 f.).

Aus dem Eigenen haben diejenigen Jesu Flecken angedichtet, die ihm falsche Beweggründe unterschieben, z. B. Fremdenhaß bei seinem Befehl an die Zwölf: „Gehet nicht auf der Heiden Straße und ziehet nicht in der Samariter Städte, sondern gehet hin zu den verlorenen Schafen aus dem Hause Israel". (Matth. 10, 5 f.) Derselbe Jesus hat aber nach dem Zeugnis derselben Männer, welche uns das zitierte Wort berichten, den Befehl gegeben: „Gehet hin in alle Welt und machet zu Jüngern alle Völker" (Matth. 28, 19), ein Wort, das durch die Mission Bestätigung gefundet hat und findet. Jesus tut eben alles zu seiner Zeit und nichts, wenn noch nicht seine Stunde dazu gekommen ist. Die Stunde aber, in und seit welcher aller Welt das Evangelium verkündet werden sollte, kam erst, als das Weizenkorn, in die Erde gesäet, aus derselben erstanden ist (Joh. 12, 24).

Wir wollen besonders einen Zug im Leben Christi ins Auge fassen, sein Sterben.

Daß ein Mensch, von dem solche religiöse Einflüsse ausgegangen sind, irgendwie religiös gewesen sein muß, wird man zugeben. Weiter wird man wohl auch zugeben, daß das Abc, das einfachste alles wirklich religiösen Lebens wenigstens in Israel das Bewußtsein der Sündhaftigkeit vor dem heiligen Gott ist. Ferner wird man auch zugeben, daß wenn je das Schuldgefühl sich zeigt, so gewiß im Angesichte des Todes. Endlich wird zugegeben werden müssen, daß der, welcher die Bergpredigt gehalten hat, ein sehr zartes, feines Gewissen gehabt hat und selbst die Gedankensünden nicht übersah (Matth. 5, 28).

Und nun sehen wir Jesum an. Er hat nie um Vergebung seiner Schuld gebeten, wohl aber seine Jünger gelehrt, darum zu beten, und er hat Sünden vergeben. Von seinem „Sterbebett" haben wir bekanntlich sieben Worte. In denselben ist nicht nur auch nicht die geringste Spur von Sündenbewußtsein, sondern im Gegenteil ein machtvolles Aufnehmen eines Sünders in das Paradies (Luk. 23, 43).

Die Sündlosigkeit Jesu hat aber neben diesem Zeugnis seines Selbstbewußtseins, das ohne den geringsten Schatten der Sünde ist, und neben jenem Zeugnis seines Lebens, das ein farbensattes und doch sündloses Sein darstellt, eine fortgehende, lebendige Bezeugung darin, daß

diejenigen, welche sich im Glauben unter Jesu Einfluß stellen, diese drei Dinge tatsächlich und nachweisbar erfahren: Sie erkennen *ihre* Sündhaftigkeit im Lichte Jesu bis in die tiefsten Tiefen, wie es sonst in der Menschheit nirgends geschieht (1. Tim. 1, 15); sie erhalten im Glauben an den für sie gekreuzigten und auferstandenen Jesus Vergebung ihrer Sünden mit einer Gewißheit, deren Freude ihnen durch nichts in der Welt aufgewogen werden kann (Röm. 5, 1; 8, 1. 16. 18. 38f.); sie werden in der Gemeinschaft mit Jesus so von der Sünde geschieden, daß sie nicht bloß die Äußerungen der Sünde nach außen besiegen, sondern auch von dem inneren Willen zum Bösen gelöst werden (Röm. 8, 2), und dies alles nur durch Jesus, und zwar den in der Schrift verkündeten, denn der erhöht Wirkende ist derselbe wie der, dessen geschichtliches Bild in der Schrift steht. So hat die Sündlosigkeit Jesu nicht nur einen geschichtlichen Beweis, sondern einen lebendig gegenwärtigen in dem steten Erleben seiner Jünger.

Dieses heiligende Wirken Jesu in seinen Jüngern ist tatsächlich und im Verlaufe der ganzen Religionsgeschichte einzigartig. Wir sind also auf grund von Tatsachen berechtigt zu sagen:

Jesus ist sündlos.

Und nun machen wir ernst mit dem Satze: Jesus ist ein Mensch. Alles was Mensch ist, von Menschen

geboren wird, ist ohne Zweifel sündig. Woher kommt es, daß Jesus sündlos ist? Wer ist dieser Mensch Jesus?

Als Jesus diejenigen, die ihn aus genauestem Umgange kannten, fragte: Wer saget ihr, daß ich sei? sagte Petrus für alle: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn (Matth. 16, 15f.).

Und die Kirche hat es in das Bekenntnis gefaßt: „Ich glaube an Jesum Christum, Gottes eingebornen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria".

Hier liegt ein Anstoß für viele. Für denjenigen, der Jesu Sündlosigkeit erfaßt hat, muß derselbe entfernt sein. Kann ein sündloser Mensch auf dem gewöhnlichen Wege entstanden sein? Ist nicht alles, was nur im Menschen seinen Ursprung hat, sündig? Kann das Wunder der heiligen Persönlichkeit Jesu eine geringere Ursache haben? Ist die Allmacht Gottes keine Allmacht? Steht bei der Geburt Jesu Christi die Allmacht nicht im Dienst der Erlösung, welche kein anderer als ein Sündloser vollbringen konnte, da ein anderer selbst eines Heilandes bedurft hätte?

Was heißt aber, daß er empfangen ist von dem heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria? Wir antworten im vollen Bewußtsein der Unzulänglichkeit des menschlichen Begreifens und Ausdruckes mit dem Katechismus: „Daß der ewige Sohn Gottes, der wahrer,

ewiger Gott ist und bleibt, wahre menschliche Natur aus dem Fleisch und Blut der Jungfrau Maria durch die Wirkung des heiligen Geistes an sich genommen hat und uns, seinen Brüdern, in allem gleich geworden ist, ausgenommen die Sünde."*)

Werden die Jesu gerecht, welche an seiner Sündlosigkeit vorbeigehen und ihn für einen bloßen Menschen erklären? Sie mögen sich namentlich folgende Konsequenz vor die Augen stellen: Die Zeitgenossen Jesu, Freunde wie Feinde waren eins darinnen, daß Jesus Seine Gottessohnschaft bezeugte (Joh. 10, 33). „Bist Du Christus, der Sohn des Hochgelobten?" Jesus aber sprach: „Ich bin's" (Mark. 14, 61 f.). „Ich gebe ihnen das ewige Leben" (Joh. 10, 28). „Ich und der Vater sind eins" (Joh. 10, 30). „Ehe denn Abraham ward, bin Ich" (Joh. 8, 58). „Wer mich siehet, der siehet den Vater" (Joh. 14, 9). „Der Vater richtet niemand, sondern alles Gericht hat Er dem Sohn gegeben, auf daß sie alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren. Wer den Sohn nicht ehret, der ehret den Vater nicht, der ihn gesandt hat" (Joh. 5, 22 f.). „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen" (Matth. 18, 20). „Was ihr bitten werdet in meinem Namen, das will ich tun, auf daß der Vater geehret werde in dem Sohne" (Joh. 14,

*) Rheinischer Katechismus nach Frage 35 des Heidelberger Katechismus.

13; vergl. Joh. 16, 23: „So ihr den Vater etwas bitten werdet in meinem Namen, so wird Er's euch geben"). „Es kommt die Stunde, in welcher alle, die in den Gräbern sind, werden Seine Stimme hören, und werden hervorgehen, die da Gutes getan haben, zur Auferstehung des Lebens, die aber Übels getan haben, zur Auferstehung des Gerichts" (Joh. 5, 28 f.). „Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden. Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und lehret sie halten alles, was ich euch befohlen habe. Und siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende" (Matth. 28, 18 ff.). „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich" (Joh. 14, 6). „Des Menschen Sohn ist gekommen zu suchen und selig zu machen, das verloren ist" (Luk. 19, 10). „Und nun verkläre mich Du, Vater, bei Dir selbst mit der Klarheit, die ich bei Dir hatte, ehe die Welt war" (Joh. 17, 15).

Es ist also gewiß, daß Jesus Seine Gottessohnschaft bezeugte. War er es nicht, so kann er entweder sich getäuscht haben — und dann wäre er ein Schwärmer; oder er täuschte andere — und dann wäre er ein Betrüger. Weder eine Liebenswürdigkeit im ersten Falle, noch etwa eine angenommene „gute Absicht" im zweiten Falle könnte bei konsequent Denkenden Jesum „retten". Selbst seine

Moral müßte abstoßen. Wir stünden dann aber vor der Schwierigkeit, die höchste wirkliche Moral auf das Wirken eines im tiefsten Sinne Unmoralischen zurückführen zu müssen, was unmöglich ist. Durch die Behauptung, Jesus sei bloßer Mensch, schafft man unlösbare, den Tatsachen widersprechende Rätsel, während sich das Geheimnis der Person Jesu dem enthüllt und zwar immermehr, wer mit den Aposteln und der Gemeinde bekennt:

VI.

Jesus ist der Sohn Gottes.

Sobald dies ausgesprochen wird, haben viele die Empfindung von etwas Fremdem und Erkältendem: Man fürchtet das „Dogma". Eine religiöse Stimmung lassen selbst materialistische „Monisten" zu, aber irgendwie klare Sätze über den Glaubensinhalt meidet man. Das sich Genügenlassen an religiösen Stimmungen und Gefühlen und die Gegnerschaft gegen klare Glaubenssätze ist ein Beweis, daß man im Schlepptau des Pantheismus steht. Denn dem ist es eigen mit Faust (Gartenszene mit Gretchen) zu sprechen:

„Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist alles.
Name ist Schall und Rauch
Umnebelnd Himmelsglut".

Wir verstehen diese Stimmungen und Gefühlsreligiosität, wenn sie gewissermaßen die letzte Zuflucht eines an verstandesmäßigem Ergreifen Gottes wirklich oder vorgeblich Gescheiterten ist, der noch etwas Religiöses festhalten möchte. Wir sagen auch, das Göttliche ist größer als menschliche Worte und kann nie erschöpfend in Sätze gefaßt werden. Aber wir fragen, was gibt uns das Recht, das von Gottes Offenbarung, was wirklich offenbar geworden, als solches bezeugt und über alle Zweifel erhaben ist, zu ignorieren und in selbsterwählter Unklarheit zu verharren? Warum soll man Gottes Wahrheit, soweit sie klar vorliegt, nicht in klare Sätze fassen? Aber die Abneigung gegen die „Dogmen" kommt eben daher, daß man die Wahrheit Gottes bezweifelt. Dogmen sind, sagt man oder denkt es wenigstens, doch Lehrsätze, die man glauben muß, ohne sie beweisen zu können. Lassen wir zunächst diese Definition des Dogmas gelten und blicken wir auf das Gebiet der Wissenschaft, besonders der Naturwissenschaft: Gibt es da nichts, was man auf Treu und Glauben annehmen, glauben muß und nicht „beweisen" kann? Die letzten Grundlagen, auf welche Naturwissenschaft die von ihr geschilderten Prozesse zurückführt, sind die Atome, die Moleküle, der Weltäther, die Elektronen, die Energie in ihren verschiedenen Formen. Der Kundige weiß, daß die Lehrsätze über dieselben nicht auf exakten Beweisen, sondern auf der Spekulation

beruhen, deren man sich bedient, um die Lücken auszufüllen, welche die Beobachtung des Naturgeschehens zurückläßt. Die Hypothesen darüber sind an sich Glaubenssätze, ob sich das der naive „Gebildete“ klar macht oder nicht, es zugibt oder leugnet. Dazu kommt, daß erstens diese Lehrsätze von ungezählten Dogmengläubigen nachgesprochen und als ausgemachte Wahrheit angesehen werden, ohne daß dieselben imstande wären, auch das Geringste davon nachzuprüfen; und zweitens, daß manches dieser Dogmen dem Denken Schwierigkeiten bereitet, welche hinter denen der geheimnisvollsten christlichen Sätze mindestens nicht zurückstehen. Denkt man sich z. B. mit dem Atomismus die Materie aus Atomen zusammengesetzt, d. h. lauter kleinen Teilen, die nicht mehr geteilt werden können, so entsteht die Frage, wie kann lauter Unteilbares, also Unausgedehntes (— denn wäre ein Atom ausgedehnt, so könnte seine Teilbarkeit gedacht werden —) zuletzt Materie, also etwas Ausgedehntes ergeben?

Wie verschieden auf diesem Gebiete gemessen wird, möge folgendes Beispiel zeigen. Ernst Haeckel spricht in seiner Schrift „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft“ (Bonn 1893, III. Aufl., S. 37) mit Recht von Hypothesen als „wissenschaftlichen Glaubenssätzen“, die „die Lücken, welche die empirische Naturforschung im Gebäude der Wissenschaft offen lassen muß“,

als „mehr oder weniger wahrscheinliche Vermutungen“ ausfüllen müssen, ohne daß man sie zur Zeit sicher beweisen kann. Aber dieselben sind nach ihm sehr verschieden von „kirchlichen Glaubenssätzen oder religiösen Dogmen“. „Diese letzteren, sagt er wörtlich, sind entweder reine Dichtungen (— ohne jeden empirischen Beweis —) oder einfach unvernünftig (— dem Causalgesetze widersprechend —)“. „Eine vernünftige Hypothese von fundamentaler Bedeutung ist z. B. . . . . . der Glaube*) an die Urzeugung . . .“ Nun weiß jeder Kundige, daß die Urzeugung, um Haeckels eigene Worte zu brauchen, „ohne jeden**) empirischen Beweis“, also „reine Dichtung“, und ferner, daß sie „dem Causalgesetz widersprechend“, d. h. „einfach unvernünftig“ ist, denn nie kann Totes den zureichenden Grund von Lebendigem bilden. Dagegen ist jeder wiedergeborene Christ der empirische Beweis für die Wahrheit der christlichen Verkündigung, und der Glaube an Gott und Seinen Christus befriedigt nicht nur die Denkgesetze, sondern ist im letzten Grunde das einzige Mittel zur Bewahrung vor absolutem Skeptizismus, der auch vor Denkgesetzen nicht Halt macht.

Aber man wendet noch ein, die Hypothesen der Naturwissenschaft könne man allezeit nachprüfen, was bei christlichen „Dogmen“ nicht der Fall sei. Das kann

---

*) Sperrung im Original. **) Sperrung vom Verfasser.

man nur dann behaupten, wenn man nicht genügend orientiert ist, oder wenn man die Wahrheit nicht sehen will. Auf christlichem Gebiete geht es nach dem Worte Christi (Joh. 7, 17): „So jemand will des (nämlich „der mich gesandt hat" v. 16) Willen tun, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei oder ob ich von mir selbst rede." Es gibt auch auf diesem allerpersönlichsten Gebiet gewissermaßen ein Experiment. Wer sich aufrichtig persönlich mit seinem Willen Christo hingibt, wird Christi Wesen erkennen. Der lebendige Christus wird sich ihm offenbaren. Daß für das Gelingen dieser Nachprüfung des Wortes Christi die eben erwähnte Bedingung unerläßlich ist, entspricht durchaus der Tatsache, daß auch ein naturwissenschaftliches Experiment nur unter ganz genau zu beobachtenden Bedingungen gelingen kann. Man lasse also dem einen Gebiete recht sein, was dem andern billig ist und verbarrikadiere sich nicht durch Vorurteile den Weg zur Erkenntnis Christi.

Dies müssen wir besonders mit Rücksicht auf diejenige Tatsache sagen, welche vor allem zur Erkenntnis Seiner Gottheit führt. Paulus sagt von Christo (Röm. 1, 4): „Und kräftiglich erwiesen ein Sohn Gottes nach dem Geist, der da heiliget, seit der Zeit er auferstanden ist von den Toten". Der Machtbeweis der Gottessohnschaft Christi ist Seine Auferstehung.

Der Bezeugung der Auferstehung Jesu als einer geschichtlichen Tatsache begegnen viele unserer Zeitgenossen natürlich von vornherein mit dem Bannstrahl der Unwissenschaftlichkeit. Denn Auferstehung ist ein Wunder und — „Wunder sind unmöglich." Warum? Woher nimmt man denn zu einem solchen „Dogma" des Unglaubens das Recht? Wunder wäre unmöglich, wenn es keinen lebendigen Gott gäbe. Aber kann dies eine Wissenschaft als solche beweisen? Ist es denn irgend eine Wissenschaft, die den Glauben an den lebendigen, allmächtigen Gott für den ehrlich denkenden, modernen Menschen unmöglich macht? Wir haben es erlebt, daß derselbe Mann, der auf dem vorletzten Kongreß der deutschen Naturforscher in einem Vortrage wenigstens nach der Meldung der Blätter den Glauben an Gott als mit der Naturwissenschaft unvereinbar gezeichnet hatte, in dem gedruckten Vortrage erklärte, daß wir durchaus berechtigt sind, uns einen Weltschöpfer als allmächtigen Gott vorzustellen. Aber freilich dieser Gott soll nicht über den Naturgesetzen stehen. Was sind indes diese „Gesetze" anderes, als der menschliche Ausdruck dafür, daß bestimmte Vorgänge in der Natur in einer bestimmten Weise und Ordnung vor sich zu gehen pflegen? Diese Gesetze schildern nur, sie erklären im letzten Grunde nichts und vor allem widersprechen sie nicht dem, daß wenn irgendwo ein über das Gewöhnliche, über das „Natür-

liche" gehender Faktor, nämlich Gottes lebendiger Wille und Kraft auf einem Gebiete eingreift, auch ein diesem Willen und dieser Kraft entsprechendes Resultat eintritt: das Wunder. Denn daß irgendwo Gesetze herrschen, schließt nicht das Eingreifen und Wirken eines persönlichen Wollens und Könnens aus. Die Gesetze der Akustik hindern nicht den Künstler, ein Tonganzes zu schaffen, das in dem Naturzusammenhange mit seinen Naturgesetzen nicht seinen Ursprung hat. Warum soll der allmächtige Gott ohnmächtiger sein als der Mensch? — Man spiele nicht Naturgesetze gegen Gott aus, sie sind vielmehr ein Beweis seiner alles ordnenden und erhaltenden Gegenwart!

Aus der Frage, ob eine solche Tatsache wie die Auferstehung geschehen ist, soll also nicht eine philosophische Frage, eine Frage der Weltanschauung gemacht werden, sondern sie soll bleiben, was sie zunächst allein ist, nämlich eine historische Frage. Ist die Tatsache zuverlässig bezeugt, so haben wir sie als Tatsache anzuerkennen. Denn nicht die Tatsachen haben sich nach der Vernunft, sondern die Vernunft nach den Tatsachen zu richten.

Daß wir uns mit diesen Ausführungen auf rechtem Wege befinden, mögen solchen, welche auf Autoritäten hören, die Worte zeigen, welche F. Ballard in seinem Buche „Die Wunder des Unglaubens" von Gelehrten bringt (autorisierte Übersetzung aus dem Englischen und mit Zusätzen versehen von Professor D. Dr. Eduard König, dem

bekannten Theologen in Bonn, Groß-Lichterfelde, ohne Jahreszahl, Vorwort vom J. 1903, S. 113f.).

Zunächst von J. S. Mill: „. . . . Läßt man einmal die Existenz eines Gottes zu, so muß mit der Hervorbringung einer Wirkung durch sein direktes Wollen als mit einer ernsthaften Möglichkeit gerechnet werden". Ferner von Dr. Carpenter: „. . . . Ich bin mir nicht bewußt, daß es irgend einen solchen grundleglichen Einwand gegen Wunder gebe, daß er mich verhindern könnte, sie als Tatsache anzunehmen, wenn ein vertrauenswürdiger Beweis ihrer Wirklichkeit beigebracht werden könnte. Die Frage ist für mich einfach die: Haben wir einen zureichenden geschichtlichen Grund für den Glauben, daß eine solche Abweichung von Naturgesetzen je stattgefunden hat?" *)

Von Professor Huxley, dem bekannten englischen Vertreter des Darwinismus, führt Ballard das Wort an: „Nicht auf Grund irgend welcher von vornherein**)

*) Der Ausdruck „Abweichung von Naturgesetzen" ist irreführend. Professor König sagt dazu a. a. O. mit Recht, daß es sich vielmehr um die Frage handelt, ob Gott nicht „durch seine uns unbekannten Kräfte nicht ebenso einer bekannten Naturkraft entgegenwirken" kann, „wie wir Menschen z. B. beim Werfen eines Steines die Schwerkraft der Erde überwältigen". Man muß also beim Wunder von einer Überwindung der Naturkräfte durch eine höhere Kraft reden, die aber denselben Ursprung hat, nämlich in Gottes Willen und Kraft.

**) Sperrung vom Verfasser.

sicherer Erwägungen können Einwürfe dagegen gemacht werden, daß Gebete wirksam sein können, oder daß Wunder sich ereignet haben. Nach meinem Urteil liegt der verhängnisvolle Einwand gegen diese beiden Annahmen in der Unzureichendheit des Beweises, der dafür gegeben worden ist, daß Wirksamkeit von Gebeten oder Wunder wirklich stattgefunden haben."

Ob der Beweis für die Auferstehung Christi zureichend ist, werden wir gleich prüfen. Jetzt führen wir zur Erhärtung dessen, daß die Frage nach der Wirklichkeit des Wunders eine rein historische ist, noch eins der a. a. O. zitierten Worte an, nämlich von Dr. Lyman Abbott: „Die Frage, ob Gott auf Gebete antwortet, die Frage, ob die sogenannten Wunder oder eines von den in der Bibel berichteten je sich ereignete, sind einfach durch Beweisführung zu entscheiden. Wenn das Beweismaterial die bejahende Beantwortung jener Frage begründet, so liegt in der Annahme der Entwickelung nichts, was mit dieser Antwort unverträglich wäre."

Wir schließen diese Erwägungen mit dem Wort eines deutschen Naturforschers, des Astronomen Mädler: „Niemand hat weniger Ursache an Wundern zu zweifeln als der Naturforscher."*)

*) Zitiert nach der vorzüglichen Abhandlung von Dr. phil. E. Dennert: „Die Religion der Naturforscher". 6. Aufl. Berlin 1901. Seite 52.

Wie steht es nun mit der Bezeugung der Auferstehung Jesu?

Zunächst steht ohne Zweifel fest, daß der Glaube an die leibliche Auferstehung Jesu Christi existiert, und daß, wie auch Feinde des Christentums, z. B. David Friedrich Strauß zugeben, in den ersten Jüngern Jesu ein plötzlicher Umschwung stattgefunden hat, indem aus den durch den Tod Christi völlig Entmutigten nach kurzer Zeit mutige Verkündiger des Auferstandenen geworden sind. Unsere Frage ist: Wie ist die Tatsache, daß der Glaube an die leibliche Auferstehung Jesu Christi entstanden ist, zu erklären? Von vornherein ist klar, daß die Entstehung dieses Glaubens entweder aus der Tatsache der Auferstehung oder ohne dieselbe erklärt werden muß. Um die Entstehung dieses Glaubens ohne die entsprechende Tatsache zu erklären, gibt es nur folgende Wege: Man konnte entweder den Tod oder die Wiederbelebung Jesu für Täuschung erklären. Diese Täuschung konnte wieder entweder Betrug oder Selbsttäuschung sein, d. h. die ersten Verkündiger der Auferstehung konnten bei der Entstehung des Glaubens an dieselbe ohne Tatsache entweder aktiv oder in irgend einer Art passiv sein. Alle diese Wege wurden, wie bekannt ist, und wie wir auch gleich näher zeigen wollen, bereits verschiedentlich versucht. Wenn sie nicht ausreichen, so bleibt zur Erklärung der Entstehung des Glaubens an die Auferstehung

Christi nur die Tatsächlichkeit dieses Ereignisses übrig.

Der älteste Versuch, die Leere des Grabes Christi ohne die Auferstehungstatsache zu erklären, wird in Matth. 28, 11 ff. berichtet. Darnach läge ein Betrug der Jünger vor. Ähnlich lehrte noch Reimarus, der Verfasser der Wolfenbütteler Fragmente. Aber jeder wirklich Denkende mache sich klar, ob eine selbsterfundene Lüge die Jünger zu einer so standhaften Verkündigung der Auferstehung Jesu begeistern konnte, wie wir sie bei ihnen tatsächlich finden, einer Verkündigung, die ihnen nicht Ruhm, sondern Schmach, nicht Vorteile, sondern Aufgeben von alledem, was sie hatten, nicht Ruhe, sondern Verfolgung bis zum Märtyrertod einbrachte, und sie vor Gott, an den sie glaubten und den sie fürchteten, mit der Schuld der Lüge belastet und des ewigen Lebens verlustig gemacht hätte.

Das hat mit Recht ebenso schon ein Apologet wie Origines als auch ein Gegner wie Strauß verneint.

Der ungeheure Umschwung der Jünger von der tiefsten Niedergeschlagenheit durch den Tod Jesu zu der Freudigkeit, mit welcher sie am folgenden Pfingstfest Christum verkündigen, würde ohne ein dazwischenliegendes Erlebnis, das sie mit größter Kraft überzeugte, daß Jesus wieder lebe, nicht zu erklären sein.

Also waren die Jünger Betrogene? Und auf welche Weise?

Man hat zuerst von der Wiederbelebung eines scheinbar Gestorbenen gesprochen. Indessen der Tod Christi ist überaus klar bezeugt und festgestellt.

Johannes bezeugt (19, 33 ff.); „Als sie aber zu Jesu kamen, da sie sahen, daß er schon gestorben war, brachen sie ihm die Beine nicht, sondern der Kriegsknechte einer öffnete seine Seite mit einem Speer, und alsbald ging Blut und Wasser heraus. Und der es gesehen hat, der hat es bezeuget, und sein Zeugnis ist wahr; und derselbige weiß, daß er die Wahrheit saget, auf daß auch ihr glaubet." Man stelle sich die Vorgänge vor und während der Kreuzigung vor: Der Kampf in Gethsemane mit dem Zagen und dem blutigen Schweiß, die Geißelung durch Geißeln, in denen Bleistücke befestigt waren und die dadurch erfolgte Zerfleischung mindestens des Rückens, die Anlegung und Abreißung des gewiß festklebenden Mantels bei solchen Wunden, die Durchschlagung der Hände und Füße mit Nägeln, das Hängen am Kreuz unter unsagbarem Leiden, die Öffnung der Seite mit dem Speer: Und ein solcher, doch im besten Falle „siech Umherschleichender, der ärztlichen Hilfe, des Verbandes, der Pflege, Stärkung und Schonung Bedürftiger und schließlich dem Leiden doch Erliegender hätte auf die Jünger den Eindruck des Todesüberwinders und des Lebensfürsten" machen können, wie sie ihn verkündeten und wie er die Kraft ihres Lebens war?!

Mit Recht hat man gesagt, daß dies ein noch größeres Wunder wie die Auferstehung wäre.

Dann bleibt nur die Möglichkeit der Selbsttäuschung der Jünger. Man sagt: Die Jünger glaubten ihn gesehen zu haben, das wurde ihre Überzeugung, die sie verkündeten.

Damit kommen wir zu der sogenannten Visionshypothese. Dieselbe erfuhr verschiedene Ausgestaltungen. Die einen sagen: Der Auferstehungsglaube der Jünger sei reflexionsmäßig, durch ihr Nachdenken entstanden, aus welchem Visionen des Auferstandenen entsprungen seien. Andere sagen: Die Visionen waren zuerst da, und aus ihnen entstand der Auferstehungsglaube. Ferner sagen die einen: Die Visionen haben eine gewisse Ursache, eine wirkliche, aber rein geistige Selbstbezeugung des abgeschieden fortlebenden Christus. Die anderen haben aber in ihrer Leugnung des persönlichen Fortlebens nach dem Tode den stärksten Beweggrund zur Annahme von Visionen. Wie immer aber diese Hypothese alteriert und kombiniert werden mag, das Charakteristische und allen Ausgestaltungen Gemeinsame ist die Annahme, daß der Glaube der Jünger an die Auferstehung Christi nicht der Tatsache derselben, sondern einer bloßen Vision, die psychologisch zu erklären sei, seine Entstehung verdanke.

Bevor wir in unserer Untersuchung weiter gehen, heben wir hervor, daß dann, wenn sich auch die psycho-

logische Hypothese als unzureichend, ja falsch erweist, nur das eine übrig bleibt: Die Tatsächlichkeit der Auferstehung ist der Grund des Glaubens an sie.

Wir beginnen mit dem Mann, bei dem es am klarsten zu sein scheint, daß sein Glaube durch einen rein innerlichen Prozeß erzeugt worden ist, Paulus.

Paulus tritt ohne Zweifel als Augenzeuge dafür ein, daß Jesus Christus leiblich auferstanden ist (1. Cor. 15, 8 im Zusammenhang). Paulus ist sich der Tragweite dieses Zeugnisses voll bewußt: Er fürchtet Gott und möchte gewiß um nichts in der Welt ein falsches Zeugnis aussprechen (1. Cor. 15, 14. 15). Paulus kennt die Bedeutung des Todes und der Auferstehung Jesu Christi für das Heil der Menschheit so, daß ihm dieselben im Mittelpunkte des Evangeliums stehen. (Col. 1, 17–20; Röm. 6, 3 ff.). Für ihn ist die Auferstehung auch keine zufällige geschichtliche Tatsache, die für die Wahrheit nichts austrüge, sondern er weiß, daß sie im Zusammenhang mit der Offenbarung Gottes an die Menschheit steht: „auferstanden am dritten Tage nach der Schrift" (1. Cor. 15, 4). Er weiß sich mit seinem Erlebnis bei Damaskus nicht isoliert, sondern weiß, daß sein Zeugnis ein Glied in der Kette der Zeugnisse anderer Augenzeugen bildet (1. Cor. 15, 5–9), über welche er sich genau (v. 6) orientiert hat. Und endlich die Spuren seines Glaubens an den leiblich auferstandenen Christus füllen die Welt-

geschichte sowohl (Augustinus, Luther), als auch das Leben Ungezählter bis heute.

Aber man will das Zeugnis des Paulus entwerten, indem man sagt: Er war ein „Visionär", was man pathologisch, im Sinne krankhafter Minderwertigkeit auffaßt. Man beruft sich hierfür auf Pauli Entzückungen (2. Cor. 12, 1 ff.) und den „Pfahl in seinem Fleisch" (2. Cor. 12, 7).

Was das letztere an sich war, wissen wir einfach nicht und ist auch nicht von Belang. Auf Vermutungen lassen wir uns nicht ein. Wir schließen nur aus den entsprechenden Worten Pauli, daß es seinen Leib anging, daß es für ihn eine versuchliche Glaubensprüfung mit sich brachte, und daß es ihm gewissermaßen als ein Gewicht zur Regulierung seiner inneren Lebensuhr von Gott belassen wurde. Auf keinen Fall berechtigt es uns, bei einem Manne, der Tag und Nacht arbeiten, eigentlich zwei Berufe erfüllen und so viel äußere und innere Strapazen ertragen kann, wie Paulus (1. Cor. 4, 11 ff., 1. Thess. 2, 9; 2. Cor. 11, 24 ff.) auf irgend eine Neurasthenie zu schließen. Ein solcher Schluß wäre eine Erschleichung.

Aber die Entzückungen!

Entzückungen hatten viele Männer der Offenbarungsgeschichte, z. B. Petrus (Apostelgesch. 10, 10). Darf man sie darum in eine Reihe mit Somnambulen und anderen offenbar krankhaft Veranlagten stellen? Dieser Versuchung

erliegen viele und dünken sich dabei sogar noch weise zu sein. Wer aber die Entzückung, Ekstase auf dem Gebiete der eigentlichen Offenbarung näher besehen hat, bemerkt, daß ein wesentlicher Unterschied hierbei das profane von dem Offenbarungsgebiet trennt. Während bei beiden das Weltbewußtsein, d. h. das Bewußtsein der sinnenfälligen Umgebung unterdrückt oder aufgehoben wird, erleidet das Selbstbewußtsein der Somnambulen ꝛc. eine Entfernung von ihrem persönlichen Leben, ja eine Unterdrückung desselben, das persönliche Leben der im heiligen Geiste Entzückten wird aber nicht nur nicht unterdrückt, sondern sie kommen innerlichst erst recht zu sich selbst, sie werden gehoben und insbesondere ihr Wille für die unmittelbaren Eindrücke vom Herrn gesammelt und geöffnet. Dieser Unterschied ist durchschlagend und wird nicht durch die Erscheinung rein seelischer Entzückungsvorgänge, wie bei Saul und manchen „Prophetenschulen" (1. Sam. 19, 23 f.) beeinträchtigt, da in den biblischen Berichten auch vorkommende, um es so zu nennen, untergöttliche Frömmigkeitserscheinungen und -übungen angeführt werden.

Aus dem Gesagten folgt, daß man das Zeugnis des Paulus von dieser Seite nicht verdächtigen darf. Aber hat denn Paulus nach dem Bericht des Neuen Testamentes nicht ausgesprochenermaßen Visionen Christi gehabt? Ja, und zwar in Corinth (Apostelg. 18, 9) und in Jeru-

salem (Apostelg. 23, 11); an beiden Orten erschien ihm der Herr zum Troste. Aber die Schrift macht genauen Unterschied zwischen dem Schauen in einer Vision und zwischen leiblich-greifbaren Vorgängen. Als Petrus aus dem Gefängnis befreit wurde, „wußte er nicht, daß ihm wahrhaftig solches geschähe durch den Engel, sondern es deuchte ihn, er sehe ein Gesicht" (Apostelg. 12, 9). In Vers 11 lesen wir aber, daß Petrus, der inzwischen durch sein Stehen auf der Straße von der sinnenfälligen Wirklichkeit überführt wurde, sagt: „Nun weiß ich wahrhaftig, daß der Herr seinen Engel gesandt hat und mich errettet aus der Hand des Herodes. . . ." So hat auch Paulus, den Unterschied zwischen Vision und leiblichem Sehen aus Erfahrung kennend, in dem oben angeführten Katalog der Zeugen für die leibliche Auferstehung Christi nicht irgend eine Vision, sondern nur sein Erlebnis bei Damaskus angeführt, d. h. sein leibliches Sehen und Hören des auferstandenen Christus.

Wem wollen wir nun Glauben schenken, denen, welche die Offenbarung des Auferstandenen im Leben des Paulus nur als einen immanenten, psychologischen, visionären Vorgang erklären wollen und — fügen wir hinzu — müssen, weil sonst ihre Weltanschauung, die den lebendigen, durch Wunder in der Geschichte wirkenden Gott leugnet, über den Haufen fiele; oder dem Paulus, der sein christusvolles Leben mit dem Tode besiegelt?

So bei Paulus. Was die anderen Apostel anlangt, so fehlen für die psychologische Erklärung ihres Glaubens an die Auferstehung und ihrer Bezeugung zunächst die Elemente, aus denen sich solcher Glaube hätte entwickeln können. Man nannte als solche Elemente Stellen des Alten Testamentes: Ps. 16, 10 und Jes. 53, 10. Juden lesen heute dieselben Schriftstellen ohne durch dieselben als solche zum Glauben an die schon verkündete Auferstehung zu gelangen. Aber, sagt man, die Jünger waren in der entsprechenden Stimmung und hatten die Voraussage Jesu über Seine Auferstehung. Die Jünger bezeigen durch ihr Verhalten, daß sie jene Voraussagen Jesu nicht erfaßt haben; und ist man bei dem erschütternden Tode eines so Nahestehenden in der Stimmung, Forschungen und Kombinationen anzustellen? Die Stimmung der Jünger nach dem Tode Christi war Furcht und Hoffnungslosigkeit (Joh. 20, 19; Luk. 24, 21 ff.).

Die zeitgenössischen Anschauungen des jüdischen Volkes, die man als weiteres Element, das in den Jüngern hätte wirksam sein können, ins Auge zu fassen hat, boten aber nichts, was die Jünger zu dem Gedanken hätte veranlassen müssen, daß Jesus unmittelbar nach seinem Tode leiblich auferstehen werde. Weiter fehlt für die Entstehung des Auferstehungsglaubens die Zeit. Das „am dritten Tage auferstanden“ ist mit der Auferstehungsbotschaft nachweisbar von Anfang an

so verknüpft, daß man eben nur durch unbegründete Willkür daran rütteln könnte. Wenn der Auferstehungsglaube reflexionsmäßig entstanden sein sollte, dann waren drei Tage nicht ausreichend. Will man aber Visionen als das erste, Reflexion als das zweite annehmen, so fragen wir, liegt denn darin, daß jemand von einem Abgeschiedenen gleich nach dessen Tode oder überhaupt eine Vision hat, eine Nötigung, sich denselben als leiblich Auferstandenen zu denken? Selbst wenn also wirklich Visionen stattgefunden hätten, so würden sie nie die Entstehung des Glaubens an die leibliche Auferstehung Christi erklären. Man vergesse auch nicht, daß das Grab Jesu nach dem Bericht der Jünger leer war. Auch die Visionshypothese ist nicht in der Lage, den Glauben der Jünger an die Auferstehung Christi zu erklären.

Da aber der Glaube da ist (und so wirksam da ist), so kann nur eins als Ursache seiner Entstehung gelten: Die Tatsächlichkeit der leiblichen Auferstehung Christi.

So ist Jesus, wie Paulus in dem oben angeführten Worte sagt, kräftiglich als Sohn Gottes erwiesen, da die Auferstehung das göttliche Siegel auf Sein Zeugnis, Seine Botschaft, Seine Person und Sein Werk ist, wie auch Thomas im Angesichte des Auferstandenen in das anbetende Bekenntnis ausbrach: „Mein Herr und mein Gott!" (Joh. 20, 28).

Aber Jesus gibt eine stetige Bezeugung

Seiner Gottheit in der Mission oder, wie wir umfassender sagen können, *Evangelisation*. Wo die frohe Botschaft von Jesus verkündet und im Glauben angenommen wird, gelangen Menschen zu neuem Leben. In Jesu werden sie der heiligen Liebe Gottes gewiß, in Ihm erfahren sie die allmächtige, gnädige Gegenwart Gottes, durch Ihn stehen sie mit Gott in Gemeinschaft. In der Führung Seiner Gemeinde wie in der Führung der einzelnen Jünger wird immer mehr offenbar, daß Ihm alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist.

Damit kommen wir zu der

VII.

Bedeutung der Gottessohnschaft Jesu.

Franz von Dingelstedt, der gefeierte Wiener Dichter und Theaterdirektor, hat sich folgende Grabschrift verfaßt:

„Wenn ihr mich (möglichst spät) begrabt,
Laßt dies auf meinem Steine lesen:
Er hat zeitlebens Glück gehabt,
Doch glücklich ist er nie gewesen.“

Ist das nicht die genaue Schilderung auch der übrigen „Glücklichen“ unter den Menschen? Es gibt ergreifende Bekenntnisse darüber. Goethe läßt seinen Faust bekennen:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß,
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde.

Nelson beneidet nur den, „dessen unzerstörbare Besitzung sechs Fuß unter der Erde liegt“. Und doch hat der Mensch ein unveräußerliches Verlangen nach Glückseligkeit. Was vermag dieses Verlangen wirklich, nicht nur halb und nicht nur vorübergehend zu stillen?

Wir antworten auf Grund der Erfahrung: Die Liebe Gottes.

Schon menschliche Liebe beglückt. Volle Genüge bringt dem Menschen aber erst die Gewißheit: Gott ist die Liebe, Er liebt auch mich. Das aber ist gerade, was uns die Gottessohnschaft Jesu bringt: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben" (Joh. 3, 16).

Im Sohne Gottes ist die Vollоffenbarung der Liebe Gottes.

Wie weit sind diejenigen von der Wahrheit entfernt, welche von einem knechtenden „Dogma" reden, wo sie dem lebendigen, beglückenden Zuge göttlicher Liebe sich erschließen sollten. Aber wie fehlen auch alle, welche die Gottheit Jesu Christi hart und gewissermaßen als ein Gesetz verkünden! Das Ziel dieser Abhandlung wäre nicht erreicht, wenn in dem Leser nicht der Eindruck hervorgerufen würde, daß es sich bei der Gottheit Jesu Christi um eines jeden persönlichstes Interesse handelt.

Zu diesem Zwecke wollen wir weiter folgendes erwägen.

Woher können wir die Gewißheit schöpfen, daß Gott die Liebe ist, und daß seine Liebe uns persönlich gilt?

Man kann auf Gottes Güte in der Schöpfung, in der Geschichte und in der Lebensführung einzelner hinweisen. Aber jeder Kundige weiß, daß man gerade aus der Schöpfung, der Geschichte und den Lebensgestaltungen

Veranlassung zu grollender Bitterkeit gegen Gott dort geschöpft hat, wo es an der rechten Grundstellung zu Ihm fehlte.

Woher nehmen wir die Gewißheit, daß Gott in Sich, seinem innersten Wesen nach Liebe ist? Wäre Gott von Ewigkeit her nur ein Ich ohne ein Du, hätte er die Fülle der Gottheit selbst genossen, ohne sie auch mitzuteilen, so wäre Er nicht Liebe, deren Wesen eben Selbstmitteilung ist, sondern Selbstsucht. Nun hat uns aber Gott in Jesu Christo den geoffenbart, den Er von Ewigkeit liebte, der das Ebenbild seines Wesens, der Abglanz seiner Herrlichkeit (Hebr. 1, 3), sein Sohn ist. So ist die Gottessohnschaft Jesu Christi die Garantie dafür, daß Gott die Liebe ist.

Bei solchem Blick in das Wesen Gottes sollten wir uns immer bewußt bleiben, daß Gott wohl erkannt, aber nicht „begriffen" werden kann. Wie Gott bei der Fülle seines persönlichen Lebens Einer ist, wird sich nicht auf eine Formel, am allerwenigsten auf eine mathematische, bringen lassen. Aber kann man das persönliche Leben des Menschen auf mathematische Formeln bringen? Kann man es auch nur bei der einfachsten Äußerung des geistigen Lebens, der Empfindung? Man ertrage es also, daß Gott größer ist als unsere Vernunft und stoße sich nicht an der dreipersönlichen Fülle göttlichen Liebeslebens. Wir sagen: Liebeslebens. Denn, um mit

Augustinus zu reden, man sieht die Dreieinigkeit, wenn man die in Christo Jesu geoffenbarte Liebe Gottes sieht: Den Liebenden, den Geliebten (Matth. 3, 17) und die wechselseitige Liebe, die vom Liebenden und dem Geliebten ausgeht.

Ferner erwägen wir: Da Gott voll und ganz Liebe ist, muß Er sich auch ganz mitteilen können. Die Größe und Herrlichkeit Gottes wird vom Weltall verkündet, aber kein endliches Geschöpf kann die Fülle des Schöpfers fassen; jedes Geschöpf verkündet etwas von Gott, die Fülle der Gottheit war der Sohn, der von Ewigkeit in Gott war, nicht geschaffen, sondern geboren, d. h. aus Gottes Wesen gleichartig hervorgegangen, kein anderer Gott als der Vater, sondern derselben Gottheit teilhaftig, wie auch der vom Vater und Sohn ausgehende heilige Geist. So haben wir also im Sohne die Volloffenbarung Gottes, und zwar als der Liebe. Nun verstehen wir Jesum, wenn er sagt: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater denn durch mich.“ (Joh. 14, 6).

Wie ergreifend wahr dieses Wort ist, möge uns Schiller illustrieren. Gewissermaßen als das Geheimnis seines Lebens singt derselbe in seinem „Pilgerlied“:

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort:
Wandle, rief's, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort!

Wie zu einer goldnen Pfort'
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch, unvergänglich sein.

Abend ward's und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still;
Aber immer blieb's verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Ach, kein Steg will dahin führen!
Ach, der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das Dort ist niemals Hier!

Nein, außer Christo, niemals! Aber von Christus darf Johannes (Joh. 1, 14) bekennen: „Und das Wort ward Fleisch*) und wohnte unter uns und wir **sahen** seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohns vom Vater, voller Gnade und Wahrheit."

Alles Heidentum hat das zum Zeichen, daß ihm Gott ein ferner Gott ist. In Christo ist Gott nahe, lebendig gegenwärtig. Was das „Zelt der Zusammenkunft", die Stiftshütte, und der Tempel in Jerusalem im Schattenbild darstellten, das ist in Christo Wirklichkeit und Wahrheit.

*) Durch seinen Eingang in die Menschheit, seine Geburt von einem Weibe, wurde der Sohn Gottes ebensowenig von der allgemein menschlichen Sündhaftigkeit infiziert, wie das edle Pfropfreis durch die schlechten Eigenschaften des wilden Obstbaumes, in den es gepflanzt wird.

Was das aber bedeutet, sehen wir erst, wenn wir das Wesen Gottes allseitig ansehen. Es gibt eine Anschauung von Gott als der Liebe, die nichts mit der Wahrheit zu tun hat. Es ist die Anschauung, welche von der Heiligkeit Gottes absieht. Aber „Gott ist Licht und in ihm ist keine Finsternis. So wir sagen, daß wir Gemeinschaft mit ihm haben, und wandeln in der Finsternis, so lügen wir und tun nicht die Wahrheit." (1. Joh. 1, 5 f.).

Von der Stadt Gottes heißt es: „Und wird nicht hineingehen irgend ein Gemeines" (Offb. 21, 27).

Wir würden Jesu Bedeutung nicht recht verkünden, wenn wir den dunklen Hintergrund der Sünde unberührt ließen, von dem sie sich abhebt. Jesus, der Sohn Gottes, „ist das Lamm Gottes, das die Sünde der Welt trägt" (Joh. 3, 29).

Dieses Tragen ist ein Forttragen, Wegnehmen der Sünde durch die sühnende, d. h. den Sünder vor dem strafenden Zorne Gottes schützend zudeckende Hingabe des Lebens — oder weil des Lebens Träger das Blut ist — des Blutes Jesu Christi (3. Mos. 17, 11; 1. Joh. 1, 7b).

Sünde, Zorn Gottes, Blut Jesu Christi, des Sohnes Gottes — wie ungern hören so viele davon. Wie fest sind sie davon durchdrungen, daß das überwundene Begriffe sind! — Aber es sind keine „Begriffe", sondern Tatsachen!

v Dieses wegnehmen ist schon im 2ten Buch Moses gesehen 34:7, [illegible] nicht nur "vergiebt". Aber warum sollte Gott nicht verzeihen eben wie Er uns verzeihen gebietet denen die gegen uns sündigen? Matth. 18:22+. Der Autor lässt den Satan

Die Sünde, dieser Aussatz der Menschheit, wirkt, ob es einer leugnet oder nicht, in ihm und um ihn entstellend, um sich fressend und ansteckend, aus der Gemeinschaft mit Gott herausbringend und für Menschenkraft unheilbar weiter.

Der Zorn Gottes, der freilich keine Leidenschaft, sondern diejenige Kraftoffenbarung Gottes ist, durch welche er die Unveränderlichkeit seiner heiligen Ordnung aufrecht erhält, lastet — vom Alten und Neuen Testament (Röm. 1, 18) deutlich bezeugt — auf der Sünde und dem, der sich mit ihr gleichsetzt, in mannigfachen äußeren und inneren Strafen und Folgen, während die ewige Strafe der Sünde nur durch Gottes Geduld und Langmut aufgehalten und verzögert wird. Insbesondere liegt der Todesfluch auf der sündigen Welt (Psalm 90, 7). Dem Zorne Gottes gegenüber hilft weder flaches, noch geistreiches Deklamieren von eigenen edlen Eigenschaften oder von einem „Jenseits von Gut und Böse". Gott läßt sich nichts umwerten.*)

*) Gegen die Liebe ist Verdammnisstrafe darum nicht, weil sie niemanden treffen kann, der sich von Gott in Christo lieben läßt. Für Menschen ist das Reich Gottes bereitet (Matth. 25, 34), das ewige Feuer dem Teufel und seinen Engeln (Matth. 25, 41). Nur wer satanischen Charakter annimmt, vor allem Mißtrauen und Ungehorsam gegen den Herrn und Lieblosigkeit gegen die Menschen, wird an Satans Los teilhaben. Darum erschallt jetzt das Evangelium: „Lasset euch versöhnen mit Gott. Denn er hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir

Beim Blute Jesu Christi zeigt sich aber, ob man für die eigentliche Bedeutung Christi Verständnis hat. Der Sünder kann auf den Abweg geraten, entweder seine Sünde oder Gottes Gnade für nichts zu achten. Vor beiden wird bewahrt, wer den Gekreuzigten kennt. In dem Tode und der Gottverlassenheit (Matth. 27, 46) des Lammes, d. h. des stellvertretenden Opfers für die Sünder, liegt die stärkste Bezeugung des ernsten, heiligen Gerichtes Gottes: Er hat auch seines eingebornen Sohnes nicht verschont! Wer will Sünde weiter für nichts achten? Und wieder:

„Der Herr warf unser aller Sünde auf ihn" (Jes. 53, 6). „Fürwahr, Er trug unsre Krankheit und lud auf sich unsre Schmerzen. Wir aber hielten ihn für den, der geplagt und von Gott geschlagen und gemartert wäre. Aber er ist um unsrer Missetat willen verwundet, und um unsrer Sünde willen zerschlagen. Die Strafe liegt auf ihm, auf daß wir Frieden hätten, und durch seine Wunden sind wir geheilet" (Jes. 53, 4, 5).

---

würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt" (2. Cor. 5, 20 ff.). Bezüglich derer, die hier Christum nicht kennen lernen *konnten*, können wir uns gewiß im Blick auf die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, die niemandem Unrecht tun wird, beruhigen. Endlich sei auch bemerkt, daß wir zwar ohne unser Zutun in einen sündigen Zusammenhang, die Menschheitssünde hineingeboren werden, aber auch ohne Verdienst die viel mächtigere Gnade Christi erfahren. Im übrigen sage ich mit Tersteegen: „Ich bin Gottes Kind, aber nicht Gottes Geheimer Rat."

Wie kann aber der Sohn Gottes unser Stellvertreter werden? Weil Stellvertretung, das sich Stellen auf des anderen Stelle, zum Wesen der Liebe gehört, z. B. auch der Nächstenliebe (Matth. 7, 12), und weil er als zweiter Adam der Anfänger der neuen Menschheit ist.

Verträgt es sich aber mit der Gerechtigkeit? Wir antworten mit einem Gleichnis. Ein Fürst erließ ein Gesetz, dessen Übertretung mit hundert Peitschenhieben bestraft werden sollte. Die erste, die es übertrat, war seine greise Mutter. Sollte er seine Mutter strafen? Dagegen war seine Sohnesliebe. Sollte er die Mutter ungestraft lassen? Da hätten seine Untertanen mit Recht an seiner Gerechtigkeit gezweifelt, und sein Regiment wäre untergraben. Der Fürst verurteilte seine Mutter, als aber die Strafe an ihr vollzogen werden sollte, stellte er sich selbst an ihre Stelle und ließ die Strafe an sich vollziehen.

Zwei Dinge waren an jenem Tage klar, der Mutter des Fürsten Liebe, allem Volke seine unparteiische Gerechtigkeit.

Was diese Parabel ausdrückt, ist Tatsache geworden im Leiden und Sterben des Sohnes Gottes, in welchem Gott selbst für die Sünder die Strafe litt. Diese Strafe war der Kraft nach diejenige, welche die vertretenen Sünder zu tragen hätten.

Wer nun im Tode Jesu die Verdammnis seiner eigenen

Sünden sieht, und in der Stellvertretung die Liebe des Vaters und Heilandes gläubig ergreift, dem wird die Frucht dieses Leidens zuteil, die Erlösung von der Schuld, der Macht und zu der Zeit des zweiten Kommens Christi, — da auch der letzte Feind, der Tod aufgehoben wird — auch von allen Folgen der Sünde.

Man beachte recht, daß der Glaube dabei nichts leistet oder erzeugt, sondern nur das von Gott in Christo Gegebene, Geschenkte nimmt. Darum kann jeder Sünder allein durch den Glauben, so wie er ist, sofort dieser Erlösung in Christo innerlichst teilhaftig werden. Wer nun die Erlösung zunächst als Vergebung der Sünden und als Rechtfertigung, d. h. für Gerechterklärung um Christi willen, erfahren hat, genießt die Gemeinschaft Gottes, ist ein Kind Gottes geworden. Als solcher weiß er sich von Gott geliebt und hat Frieden. Selig, d. h. gerettet vom Gericht, ist er glückselig in Gottesgemeinschaft, läßt sich vom heiligen Geiste, der ihm Jesum verherrlicht und in ihm Wohnung nimmt, von einer Klarheit zur andern führen, bis an ihm das Ziel der völligen Umwandlung in das Bild Christi Jesu erreicht sein wird (1. Cor. 6, 19; 2. Cor. 3, 18; Röm. 8, 29).

Ein Stück Lebensgeschichte möge uns dies Erlebnis illustrieren. August Hermann Francke hatte als 24jähriger junger Mann über den Text zu predigen Joh. 20, 31: „Dieses ist geschrieben, daß ihr glaubet, Jesus sei Christ,

und daß ihr durch den Glauben das Leben habt in seinem Namen". Beim Nachdenken darüber wurde ihm klar, daß er diesen Glauben selber nicht habe, ja schließlich schwand ihm auch der Glaube an Gott. Zugleich erwachte aber sein Gewissen. Sein ganzes bisheriges Leben trat vor sein Auge, er konnte seine Sünden gleichsam zählen, schließlich erkannte er deren Hauptquelle, den Unglauben, damit er sich so lange betrogen hatte. Und da wurde ihm sein ganzes Leben und alles, was er getan, geredet und gedacht hatte, als Sünde und großer Greuel vor Gott vorgestellt. So wurde er in das tiefste Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit geführt. Es vergingen mehrere Tage im äußersten Jammer. In seiner großen Angst kniete er eines Sonntags abends nochmals nieder und rief „den Gott, den er noch nicht kannte, noch glaubte, um Rettung aus solchem elenden Zustande an, wenn anders wahrhaftig ein Gott wäre." Da wurde er plötzlich erhört. „Wie man eine Hand umwendet, waren alle meine Zweifel hinweg, ich war versichert in meinem Herzen der Gnade Gottes in Christo Jesu, ich konnte Gott nicht allein Gott, sondern meinen Vater nennen, alle Traurigkeit und Unruhe des Herzens ward auf einmal fortgenommen, hingegen ward ich mit einem Strom der Freude plötzlich überschüttet, daß ich aus vollem Mut Gott lobete und preisete, der eine solche große Gnade erzeiget hatte. Es war mir, als hätte ich in meinem

ganzen Leben gleichsam in einem tiefen Schlafe gelegen, als wenn ich alles im Traum getan hätte, und wäre nun erstlich davon aufgewacht. Ich war ganz und gar überzeugt, daß alle Welt mit aller ihrer Lust und Herrlichkeit solche Süßigkeit im menschlichen Herzen nicht erwecken könne, als diese war, und sahe wohl im Glauben, daß nach solchem Vorschmack der Gnade und Güte Gottes die Welt mit ihren Reizungen zu einer weltlichen Lust wenig mehr bei mir ausrichten würde."*)

Das ist erlebte Erlösung ihrem Anfang nach. Die Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. sind heute noch ein gewaltiger Beweis, welche praktische Realität solches Leben mit Christo in Gott ist.

Gott wirkt immer originell. Wie jedes Blatt in der Natur seine individuelle Gestaltung hat, so ist auch jede Bekehrung eigenartig, aber immer bleibt dies, daß es dem heiligen Geiste gelingt, Christum herrlich zu machen vor des Sünders Auge, so daß derselbe an die Liebe des Vaters in Christo gläubig wird und von seinem Sündenleben sich abkehrt.

Von der Bedeutung der Gottessohnschaft Jesu Christi, wie sie in seinem prophetischen, hohepriesterlichen und königlichen Amte ausstrahlt, wäre noch viel zu sagen, aber das ginge über den Rahmen dieses Büchleins hinaus,

---

*) Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, 4. Band, Leipzig 1879, Seite 611.

das nur den Zweck hat, ein Wegbereiter zu Dem zu sein, zu welchem man den Weg mit so vielen Vorurteilen verschüttet hat, und zwar ein Wegbereiter zum Erleben. Denn wie wir uns zu hüten haben vor dem grundlosen Unglauben, so auch vor dem bloß historischen Glauben, welcher rechtgläubig, aber nicht rechtgläubig ist. Christ sein heißt leben:

„Daß er in dir geboren werde,
Und daß du sterbest dieser Erde,
Und lebest Ihm, nur dieses ja
Ist Bethlehem und Golgatha.“ (Rückert.)

Aber freilich, wenn einer auch die Bedeutung von Bethlehem und Golgatha mit Auferstehung für sich verkennt und leugnet, so ändert das nichts an ihrer Tatsächlichkeit und daran, daß in ihnen die Herrlichkeit Jesu doch offenbar ist.

— — Ein Autor schildert das Suchen eines berühmten Edelsteins. Unter den Suchenden ist einer, der seine Kräfte in dem Beweise erschöpft, den Stein gäbe es nicht. Da wird die Gesellschaft von Lichtglanz umflutet. Was tat jener Mensch? Er wandte sein Angesicht ab, schloß die Augen und — erreichte, was er wollte: Er sah nichts. Andere unter den Suchenden freuten sich der ersten Strahlen und drangen ins volle Licht (1. Joh. 3, 2).

[illegible]